

**„Verschwommenheiten und Widersprüche“.  
Familienkonzepte in Deutschland „um 1968“ am Beispiel der  
Fernsehserie *Die Unverbesserlichen* (1965-1971)**

Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der Magisterprüfung an der  
Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln

Gutachterin: Prof. Dr. Margit Szöllösi-Janze

Historisches Seminar

Vorgelegt von:  
Björn A. Schmidt  
b\_schmidt@gmx.net  
Köln, den 24.02.2009

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b>	<b>1</b>
<b>2. Theoretische Grundlagen</b>	<b>6</b>
2.1 Diskurs und Diskursanalyse	6
2.2 Gender und Performanz	8
2.3 Generation und Generationalität	10
<b>3. Familien-Fernsehen: Die 1960er Jahre</b>	<b>12</b>
3.1 Kulturgeschichtliche Aspekte des Fernsehens	12
3.2 Das Dispositiv Fernsehen	14
<b>4. Fernseh-Familie: <i>Die Unverbesserlichen</i></b>	<b>16</b>
4.1 Genre	16
4.2 Handlung und sozialer Status	18
4.3 Reaktionen auf die Serie und ihren „Realismus“	20
4.4 Raum	21
4.5. Inge Meysel als „Mutter der Nation“	23
<b>5. <i>Die Unverbesserlichen</i> und die „Krise der Familie“</b>	<b>25</b>
5.1 Die Nachkriegsfamilie: Stabilisierung und Normalität	25
5.2 Familiendiskurse in den 1960er Jahren: Brüche und Kontinuitäten	28
5.2.1 Die Doppelrolle der Frau	28
5.2.2 Die müden Männer in der vaterlosen Gesellschaft	40
5.2.3 Die junge Generation	53
<b>6. Fazit</b>	<b>65</b>
<b>7. Literaturverzeichnis</b>	<b>67</b>

## 1. Einleitung

Im Jahre 1962 schaffte es das Thema „Ehe in Deutschland“ auf das Titelblatt des *Spiegels*. Im dazu gehörigen Artikel findet sich die folgende Beobachtung: „Genau darauf läuft die Krise der modernen Ehe hinaus: Daß in der Ehe von heute eine Frau, die nicht mehr so wie ihre Mutter Frau sein will und kann, mit einem Mann zusammengespannt wird, der nicht mehr so Mann sein kann wie sein Vater und ausgelacht werden würde, wenn er es versuchte.“<sup>1</sup> Drei Jahre später sendete die ARD die erste Folge der Fernsehserie *Die Unverbesserlichen*.<sup>2</sup> Die Serie, die von 1965 bis 1971 mit großem Erfolg lief, zeigte in insgesamt sieben Folgen das Leben der Familie Scholz, einer kleinbürgerlichen Familie aus West-Berlin, bestehend aus den Eltern und ihren drei Kindern. Das Publikum erhielt in der Serie einen Einblick in das Auf und Ab einer Familie, die, so schien es, ständig von Problemen geplagt war. Ein Großteil der Handlung spielt sich innerhalb der Wohnung ab, in deren Zentrum wiederum die Figur der Mutter, Käthe Scholz, steht. Inge Meysel wurde durch die Rolle der Mutter, die trotz aller Probleme versucht, die Familienharmonie aufrecht zu erhalten, als „Mutter der Nation“ bekannt.

Das von der Serie evozierte Bild kleinbürgerlicher Biederkeit befindet sich fernab jener Bilder, die sonst die Ikonographie der 1960er Jahre prägen. So wird das Jahrzehnt nicht nur in seiner medialen Inszenierung, sondern auch in der historischen Forschung in der Regel als eine Zeit des Aufbruchs wahrgenommen, in der die Bundesrepublik massiven gesellschaftlichen Veränderungen unterworfen war.<sup>3</sup> Den Fluchtpunkt bildet dabei das Jahr 1968, das durch die Fülle an die daran gekoppelten Assoziationen einen mythischen Charakter bekommen hat.<sup>4</sup> Aus dem vermeintlichen Widerspruch zwischen der Kleinbürgerlichkeit der Serie und dem Aufbruchcharakter ihrer Entstehungszeit entstand das Forschungsinteresse zu dieser Arbeit. Ausgehend von der Annahme, dass Film und Fernsehen als Elemente alltäglicher Populärkultur nie außerhalb der sie umgebenden Diskurse stehen, soll gezeigt werden, wie die Serie in ihrer Funktion als „Familienserie“ zeitgenössische Diskurse aufnimmt und (re)produziert.

Wie das einleitende *Spiegel*-Zitat andeutet, schienen Ehe und Familie in den 1960er Jahren in eine Krise geraten zu sein. Was war passiert? Dem Artikel zufolge ist diese Krise die Folge

---

<sup>1</sup> O.V.: Galeere des Glücks, in: Der Spiegel 27, 04.07.1962, S. 24-28, hierin S. 33.

<sup>2</sup> *Die Unverbesserlichen* (1965-1971), Norddeutscher Rundfunk, Regie: Claus Peter Witt, Hauptdarsteller: Inge Meysel, Joseph Offenbach, Monika Peitsch, Gernot Endemann und Helga Anders.

<sup>3</sup> Beispielsweise bei Matthias Frese, Julia Paulus u. Karl Teppe (Hg.): *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*, Paderborn et al. 2005; Axel Schildt, Detlef Siegfried u. Karl Christian Lammers (Hg.): *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*, Hamburg 2000.

<sup>4</sup> Dementsprechend wird das Jahr 1968 oft als Zäsur innerhalb der deutschen Geschichte repräsentiert, wie beispielsweise bei Hermann Glaser: *Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland*. Bd. 2, *Zwischen Grundgesetz und Großer Koalition 1949-1967*, München/Wien 1986; Hanna Schissler (Hg.): *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968*, Princeton/Oxford 2001.

eines vermeintlich gewandelten Verständnisses davon, was es heißt, innerhalb heterosexueller monogamer Partnerschaft ein „Mann“ oder eine „Frau“ zu sein. Dieser Wandel wird darüber hinaus anhand eines generationalen Gegensatzes erklärt, da viele Ehepartner scheinbar nicht mehr wie ihr „Vater“, bzw. ihre „Mutter“, sein wollten oder konnten. Das Konzept Familie war scheinbar gewissen Auflösungserscheinungen unterworfen: Sowohl das Verhältnis zwischen den Geschlechtern als auch zwischen den Generationen wurde in gewisser Weise als gestört und von einem ursprünglichen Ideal abweichend empfunden. Die zentrale Fragestellung der vorliegenden Arbeit soll sein, inwieweit die Serie *Die Unverbesserlichen* als Ausdruck einer zeitgenössischen Problematisierung des Konzeptes Familie in den 1960er Jahre gelesen werden kann. Eine These der Arbeit ist, dass sich die in der Fernsehserie inszenierten Probleme und Konflikte der Familie Scholz als Ausdruck einer wahrgenommenen Störung der Institution der Familie selbst lesen lassen. Die beiden wesentlichen Analysekatgeorien wurden bereits angesprochen: Gender und Generation sollen als Grundvariablen der „natürlichen“ Gemeinschaft der Familie bei der Analyse dieser Diskurse im Mittelpunkt stehen.<sup>5</sup>

Um diese Krise der Familie in ihrer historischen Bedeutung besser verstehen zu können, soll zudem gezeigt werden, dass „Familie“ in den 1950er und 1960er Jahren immer auch mit gesellschaftspolitischer Bedeutung aufgeladen war. Wie neuere historische Studien zeigen konnten, diente die „Rückkehr“ zur traditionellen Familienordnung, wo der Vater die Funktion des Ernährers einnehmen und die Mutter den Haushalt führen sollte, als Folie für den Wiederaufbau und die Stabilisierung der gesamten Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg.<sup>6</sup> Die nach dem Zweiten Weltkrieg ausgerufene Krise der Familie berief sich auf die Vorstellung eines vermeintlich vorgängigen Normalzustands und produzierte dadurch erst das Ideal der bürgerlichen Ernährer-Hausfrau-Ehe.<sup>7</sup> Dem lag die Annahme zugrunde, dass die Herstellung stabiler Verhältnisse innerhalb der Familie dazu führen müsse, dass sich diese auch auf gesellschaftlicher Ebene reproduziere. In den 1960er Jahren schien diese vermeintliche Normalität jedoch zunehmend gefährdet zu sein. Innerhalb zeitgenössischer Diskurse war den Wandlungen der Familie daher stets das Moment gesellschaftlicher Bedrohung inhärent. Umgekehrt wurden gesellschaftliche Entwicklungen auf den Bereich der Familie heruntergebrochen. Hier wurde neben Gender vor allem das Verhältnis zwischen den Generationen zum

---

<sup>5</sup> Zwar befinden sich Gender und Generation jeweils in Relation zu anderen Kategorien wie Bildung oder sozialer Status, die ebenfalls in der Serie verhandelt werden. Doch in Bezug auf die vermeintliche Krise der Familie erscheinen gerade Gender und Generation als wichtige und wirkmächtige Kategorien. Beiden liegt die Vorstellung einer biologischen und damit „natürlichen“ Familienordnung zugrunde.

<sup>6</sup> Vgl. Robert G. Moeller: *Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany*, Berkeley 1993.

<sup>7</sup> Vgl. für ein derartiges Verständnis des Krisenbegriffs die Überlegungen zur „Krise der Männlichkeit“ bei Jürgen Martschukat u. Olaf Stieglitz: „Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005, S. 81-90.

bestimmenden Thema. Eine weitere These der Arbeit ist somit, dass die Serie diesen gesellschaftspolitischen Familiendiskurs, der den Wandel der 1960er Jahre auf der Ebene der Familie verhandelbar und verständlich macht, aufnimmt und reproduziert. Die Konstruktion der „Gesellschafts-Familie“ ist dabei stets an Vorstellungen „natürlicher“ und damit normativer Ordnung gekoppelt.

Es zeigt sich, dass die Serie in großem Maße die gesellschaftlichen Entwicklungen und Brüche ihrer Entstehungszeit verhandelt, obwohl „1968“ als Ereignis nicht vorkommt. Analog dazu versucht die Arbeit, „1968“ weniger als singuläres Ereignis zu verstehen, sondern als Teil eines umfassenderen Prozesses zu historisieren.<sup>8</sup> Sie soll damit einen Beitrag zur neueren historischen Forschung leisten, die die Fokussierung auf „1968“ zugunsten einer Historisierung im Kontext der „langen 1960er Jahre“<sup>9</sup> aufgibt. Was mit der Wendung „um 1968“<sup>10</sup> zum Ausdruck gebracht werden soll, ist daher zum einen die zeitliche Öffnung, da „1968“ als Prozess einen wesentlich größeren Zeitraum umfasst. Zum anderen ein „räumlicher“ Perspektivenwechsel, durch den die Arbeit explizit jene gesellschaftlichen Bereiche in den Blick bekommen möchte, die vermeintlich außerhalb der studentisch-intellektuellen Diskurse der Zeit stehen. Die Serie zeigt sich hier als besonders geeignete Quelle. Einerseits lief sie über einen langen Zeitraum und deckt damit eben jenes Feld vor und nach „1968“ ab. Andererseits sprach sie als erfolgreiche Serie ein extrem breites Publikum an, während sich die Handlung selbst in einem explizit kleinbürgerlichen, nicht-akademischen Umfeld abspielte.

Die Forschung zu Kultur- und Geschlechtergeschichte der 1960er Jahre ist abseits von „1968“ noch relativ übersichtlich.<sup>11</sup> Im Vergleich zu den in dieser Hinsicht gut erforschten 1950er Jahren finden sich nur wenige Arbeiten.<sup>12</sup> Geschlechtergeschichtlich liegen besonders zum Aspekt weiblicher Berufstätigkeit gute Studien vor, doch liegt der Fokus dort meist auf sozial- und politikgeschichtlichen Aspekten.<sup>13</sup> Männlichkeiten der 1960er Jahre werden dagegen wenn überhaupt nur als Randbemerkung erwähnt.<sup>14</sup> Auch die historische Untersu-

---

<sup>8</sup> Vgl. für ein derartiges Verständnis von „1968“ Christina von Hodenberg u. Detlef Siegfried: Reform und Revolte. 1968 und die langen sechziger Jahre in der Geschichte der Bundesrepublik, in: dies. (Hg.): Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2006, S. 7-14.

<sup>9</sup> Vgl. zur Problematik der Periodisierung der 1960er Jahre Matthias Frese u. Julia Paulus: Geschwindigkeiten und Faktoren des Wandels – die 1960er Jahre in der Bundesrepublik, in: Matthias Frese, Julia Paulus u. Karl Teppe (Hg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn et al. 2005, S.1-23, bes. S. 14.

<sup>10</sup> In Anlehnung an Wolfgang Ruppert (Hg.): Um 1968. Die Repräsentation der Dinge, Marburg 1998.

<sup>11</sup> Vgl. neben den eingangs erwähnten Werken Werner Faulstich (Hg.): Die Kultur der sechziger Jahre, München 2003.

<sup>12</sup> Vgl. beispielsweise Erica Carter: How German Is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman, Ann Arbor 1997; Heide Fehrenbach: Cinema in Democratizing Germany. Reconstructing National Identity after Hitler, Chapel Hill/London 1995; Moeller, Protecting Motherhood.

<sup>13</sup> Eine grundlegende Arbeit zu diesem Thema bietet Christine von Oertzen: Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948-1969, Göttingen 1999.

<sup>14</sup> Diese Forschungslücke konstatiert Ute Frevert: Umbruch der Geschlechterverhältnisse? Die 60er Jahre als geschlechterpolitischer Experimentierraum, in: Axel Schildt, Detlef Siegfried u. Karl Christian Lammers (Hg.):

chung von Familienkonzepten ist noch lückenhaft.<sup>15</sup> Die Generationenforschung wiederum erfreut sich zunehmender Beliebtheit bei HistorikerInnen und weist als Folge dessen ein stärkeres Bewusstsein für die Komplexität des Begriffes auf.<sup>16</sup> Dennoch bemühen sich die meisten Arbeiten, die Existenz bestimmter Generationen aufzuzeigen, anstatt den Begriff in seiner jeweils zeitgenössischen diskursiven Bedeutung zu problematisieren.<sup>17</sup> Die vorliegende Arbeit soll daher einen Beitrag leisten, diese Lücken teilweise zu schließen.

Eine Studie zu den *Unverbesserlichen* existiert bislang nicht, jedoch finden sich zwei Arbeiten, die sich historisch mit Familienserien der 1950er und 1960er Jahre beschäftigen. Judith Beile untersucht explizit Familien- und Geschlechterkonzepte in diesen Serien und bietet damit einen wichtigen Ausgangspunkt der Untersuchung.<sup>18</sup> Beile betrachtet die *Unverbesserlichen* jedoch hauptsächlich im Vergleich zu anderen Serien. Die vorliegende Arbeit dagegen analysiert die Serie aus diskurstheoretischer Perspektive, behandelt auch weitestgehend ausgesparte Aspekte wie Männlichkeiten und Generationalität und macht es sich zum Ziel, die Serie stärker in ihrer spezifischen Bedeutung zu begreifen. Die Arbeit Christa Wichterichs untersucht die *Unverbesserlichen* ebenfalls im Vergleich mit anderen Serien und ist dabei stark im ideologiekritischen Gestus der 1970er verhaftet.<sup>19</sup> Deshalb liegt der Fokus der Arbeit nicht auf gender- und generationstheoretischen Gesichtspunkten und ist weniger mit der hier angerissenen Fragestellung vereinbar.

Da die Serie in ihrer (re)produktiven Funktion als Element zeitgenössischer Diskurse verortet werden soll, gilt es, diese Diskurse auch innerhalb anderer Felder zu skizzieren. Hier soll einerseits der soziologische Diskurs analysiert werden, da sich die Soziologie ganz wesentlich in den Familiendiskurs der 1950er eingeschrieben hatte und Familie auch in den 1960er Jahren ein zentrales Thema blieb. Dieser akademische Diskurs befand sich wiederum im ständigen Austauschverhältnis mit populären Diskursen, da diese oft auf soziologische Studien rekurrierten und umgekehrt die Soziologie oft bemüht war, „aktuelle“ gesellschaftliche The-

---

Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S.642-660. Hier finden sich auch erste Ansätze, diese Lücke zu schließen.

<sup>15</sup> Eine grundlegende Analyse für die Nachkriegszeit und die 1950er Jahre liefert Merith Niehuss: Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960, Göttingen 2001. Einen für die vorliegende Arbeit wesentlichen Ansatz verfolgt Julia Paulus: Familienrollen und Geschlechterverhältnisse im Wandel, in: Matthias Frese, Julia Paulus u. Karl Tepe (Hg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn et al. 2005, S. 107-119.

<sup>16</sup> Dieser Grundtenor findet sich in fast allen der zahlreichen neueren Arbeiten zu diesem Thema. Vgl. Ulrike Jureit u. Michael Wildt (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005; Andreas Schulz u. Gundula Grebner (Hg.): Generationswechsel und historischer Wandel, München 2003.

<sup>17</sup> Dies wird in den Debatten um die Generationen der „45er“ und „68er“ deutlich. Vgl. beispielsweise Dirk Moses: Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie, in: Neue Sammlung 40, 2000, S. 233-263.

<sup>18</sup> Judith Beile: Frauen und Familien im Fernsehen der Bundesrepublik. Eine Untersuchung zu fiktionalen Serien von 1954 bis 1976, Frankfurt a. M. et al. 1994.

<sup>19</sup> Christa Wichterich: Unsere Nachbarn heute abend – Familienserien im Fernsehen, Frankfurt a. M./New York 1979.

men auf wissenschaftlicher Ebene zu erforschen. Der populäre Diskurs soll anhand der Zeitungen *Der Spiegel* und *Die Zeit* untersucht werden. Neben diesen bildungsbürgerlichen Zeitungen sollen noch *Constanze* und *Brigitte* als so genannte Frauenzeitschriften herangezogen werden, da in diesen massiv Geschlechter- und Generationenkonstruktionen verhandelt und produziert wurden.

Mit der Wahl einer Fernsehserie als Hauptquelle begibt sich die Arbeit im weitesten Sinne in den Bereich der Filmforschung. Filme als historische Quellen nutzbar zu machen galt zwar innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft lange Zeit als ein problematisches und wenig praktiziertes Unterfangen, erfreut sich jedoch zunehmender Akzeptanz.<sup>20</sup> In ihrer Ausrichtung orientiert sich die Arbeit dabei grundsätzlich am Feld der *Cultural Studies*, die durch ihre interdisziplinäre Herangehensweise zum Thema Film und Fernsehen bereits interessante Ergebnisse hervorbringen konnten.<sup>21</sup> Eine grundlegende Einsicht der *Cultural Studies* ist, dass sich Film und Fernsehen nicht in einem Abbildungsverhältnis zu der sie umgebenden „Realität“ befinden. Vielmehr dienen sie als kulturelle Elemente der Zirkulation von Bedeutung und damit auch der Konstitution des zuschauenden Subjekts innerhalb dieser Kultur. Der vermeintliche Realismus eines Films oder einer Fernsehserie ist daher nicht das Ergebnis einer Spiegelung der Realität, sondern wird durch die Diskurse produziert, die in die Serie hinein und aus ihr hinaus führen.<sup>22</sup> Die Arbeit versucht zudem, die Funktion des Fernsehens als kulturelle Praxis und die Form der Serie in ihrer Bedeutung für die Verhandlung von Familienkonzepten mit einzubeziehen. Die Materialität des Fernsehens und die genrespezifische Wahrnehmung des Seriellen, kurz, das Dispositiv Fernsehen, soll ebenfalls als wesentliches Element des hier verhandelten Familiendiskurses verstanden werden. Denn erst in den 1960er Jahren „eroberte“ das Fernsehen als neues Massenmedium den familiären Raum, so dass sich erstmals eine spezifische Blickanordnung innerhalb des privaten Raums herstellen konnte. So befand sich die Fernsehfamilie Scholz in einem spezifischen Verhältnis zum Medium Fernsehen und dem Publikum davor. Eine weitere These der Arbeit ist daher, dass die Fernsehserie nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch ihre Verortung innerhalb spezifischer Wahrnehmungsstrukturen in familiäre Diskurse der 1960er Jahre einschreibt. Die Serie befindet sich dadurch an einem spezifischen Schnittpunkt zwischen gesellschaftspoliti-

---

<sup>20</sup> Vgl. zum Film als historische Quelle Rolf Aurich: Wirklichkeit ist überall. Zum historischen Quellenwert von Spiel- und Dokumentarfilmen, in: Wilharm, Irmgard (Hg.): Geschichte in Bildern. Von der Miniatur bis zum Film als historische Quelle, Pfaffenweiler 1995, S. 112-128; Günter Riederer: Film und Geschichtswissenschaft. Zum aktuellen Verhältnis einer schwierigen Beziehung, in: Gerhard Paul (Hg.): Visual Culture. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 96-113.

<sup>21</sup> Vgl. für eine aktuelle Einführung Oliver Marchart: Cultural Studies, Konstanz 2008. Vgl. für eine grundlegende Arbeit zum Bereich Fernsehen John Fiske: Television Culture, London/New York <sup>2</sup>1989.

<sup>22</sup> „Realism is not a matter of any fidelity to an empirical reality, but of the discursive conventions by which and for which a sense of reality is constructed.“ Fiske, Television Culture, S. 21.

schen und individuellen Familienkonstruktionen und dient dazu, zwischen diesen Ebenen Bedeutung herzustellen und zu zirkulieren.

Die Arbeit widmet sich nach einem knappen theoretischen Teil zu den Begrifflichkeiten von Diskurs, Gender und Generation, im dritten Kapitel zunächst dem Thema Fernsehen in den 1960er Jahren. Zunächst soll skizziert werden, wie sich Fernsehen als Massenmedium etablierte. Danach soll auf die damit verbundene Herausbildung des Dispositivs Fernsehen eingegangen werden. Das darauf folgende Kapitel nähert sich den *Unverbesserlichen* und stellt nach einem kurzen inhaltlichen Überblick wesentliche Aspekte vor, anhand derer die Serie innerhalb dieses Dispositivs verortet werden kann. Den Hauptteil der Arbeit bildet die eigentliche Diskursanalyse. Wie bereits deutlich wurde, ist hier zunächst ein Blick auf die grundlegenden diskursiven Elemente der 1950er Jahre hilfreich, um die Entwicklungen der 1960er Jahre besser einordnen zu können. Nach einer kurzen Skizzierung dieser Elemente soll in den folgenden drei Abschnitten die Diskursanalyse der Serie in Hinblick auf Gender- und Generationenkonstruktionen erfolgen. Um einer Dichotomisierung von Kontext und Serie, die dem eigentlichen Diskursverständnis der Arbeit widerspricht, formal entgegenzuwirken, werden einzelne Diskursstränge in ihrer jeweiligen Aussageform innerhalb des akademischen, populären und serienspezifischen Diskurses verfolgt. Hierbei wird zunächst die Kategorie Gender im Mittelpunkt stehen, um spezifische Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit nachzuzeichnen. Der rein analytischen Trennung der Analysekatogorien ist es geschuldet, dass in diesen Abschnitten bereits auch ein generationaler Zusammenhang erkennbar ist. Der letzte Abschnitt legt den Fokus dagegen explizit auf die Kategorie Generation, um die dahinter stehenden Konstruktionen deutlicher zu machen. Im Fazit soll schließlich unter Berücksichtigung der Analyseergebnisse erneut auf die Thesen und Fragestellungen der Einleitung und des Theoriekapitels eingegangen werden, um die historische Einordnung und Bedeutung der Serie herauszustellen.

## **2. Theoretische Grundlagen**

### **2.1 Diskurs und Diskursanalyse**

Das Wort Diskurs hat längst Einzug in den akademischen Sprachgebrauch gehalten. Doch gerade die „Konjunktur des Wortes“<sup>23</sup> und seine „inflationäre Verwendung“<sup>24</sup> führen zu einer

---

<sup>23</sup> Dominik Schrage: Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, „mehr“ ans Licht zu bringen, in: Hannelore Bublitz et al. (Hg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a. M./New York 1999, S. 63-74, hierin S. 63.

<sup>24</sup> Achim Landwehr: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse, Tübingen 2001, S. 65.



gewissen Unschärfe des Begriffs.<sup>25</sup> Es scheint daher angebracht, an dieser Stelle den Diskursbegriff Michel Foucaults zu klären und auf die für die vorliegende Arbeit relevanten Aspekte einzugehen.

Als Grundlage für Foucaults Herleitung des Diskursbegriffs in der *Archäologie des Wissens* dient die Feststellung, dass es „ausgehend von der Grammatik und dem Wortschatz, über die eine gegebene Epoche verfügt, [...] insgesamt nur relativ wenige Dinge [gibt], die gesagt werden.“<sup>26</sup> Der Diskurs lässt sich daher als die Instanz verstehen, die die (Un-)Möglichkeit von Aussagen regelt und das zu einer gegebenen Zeit „Sagbare und Denkbare organisiert“.<sup>27</sup> Diese Regelung von Aussagen hat vor allem eine produktive Funktion. Diskurse regeln das Wissen von und über die Dinge, aber nicht indem sie sich im Sinne einer Repräsentation auf das „Reale“ beziehen, sondern indem sie überhaupt erst „systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“<sup>28</sup>

Diskurse bleiben damit nicht auf einer rein sprachlichen Ebene, obgleich sie sich der Sprache bedienen. Auch Subjekte stehen nach Foucault nicht außerhalb von Diskursen, sondern sind immer Teil der sie umgebenden Diskursfelder und konstituieren sich erst durch diese.<sup>29</sup> Da diese Felder nicht statisch, sondern historisch wandelbar sind, haben sie auch einen sich verändernden Effekt auf die Konstituierung des Subjekts. Das Subjekt erscheint gleichzeitig als Produzent und als Produkt von Diskursen und kann daher nicht mehr als Ausgangspunkt historischer Betrachtung dienen.<sup>30</sup> Dies ist wie Siegfried Jäger zu Recht bemerkt, keine Leugnung des Subjekts, sondern vielmehr dessen Historisierung.<sup>31</sup>

Ziel einer historischen Diskursanalyse ist es also, die in einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt vorhandenen Diskurse aufzuzeigen und in Relation zu den handelnden und sprechenden Subjekten zu setzen. Es soll den Fragen nachgegangen werden, wie Wissen entsteht, wie es sich in einer Gesellschaft verteilt und welche Funktion es für die Konstituierung der Subjekte und der Ausgestaltung von „Gesellschaft“ hat.<sup>32</sup> Diskurse sind nicht nur mit einem spezifischen Wissen verbunden, sondern immer auch von Macht durchzogen.

---

<sup>25</sup> Was freilich auch an der „Koexistenz“ unterschiedlicher Diskursbegriffe liegt. Neben dem Begriff Michel Foucaults ist hier vor allem derjenige von Jürgen Habermas zu nennen. Vgl. ebd., S. 65.

<sup>26</sup> Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1981, S. 173.

<sup>27</sup> Landwehr, *Geschichte des Sagbaren*, S. 7.

<sup>28</sup> Foucault, *Archäologie des Wissens*, 74.

<sup>29</sup> Vgl. Siegfried Jäger: *Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse*, in: Rainer Keller et al. (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd.1, Theorien und Methoden*, Opladen 2001, S. 81-112, hierin S. 86f.

<sup>30</sup> „Man muß sich vom konstituierenden Subjekt, vom Subjekt selbst befreien, d. h. zu einer Geschichtsanalyse gelangen, die die Konstitution des Subjekts im geschichtlichen Zusammenhang zu klären vermag.“ Michel Foucault: *Wahrheit und Macht. Interview mit Michel Foucault von Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino*, in: ders.: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978, S. 21-54, hierin S. 32.

<sup>31</sup> Vgl. Jäger, *Diskurs und Wissen*, S. 87.

<sup>32</sup> Diese Bestimmung hält sich lose an diejenige bei Jäger. Vgl. ebd., S. 81.

Macht hat bei Foucault jedoch keinen ausschließlich repressiven, sondern auch produktiven Charakter.<sup>33</sup>

Für die Diskursanalyse ist es hilfreich, Diskurse als Fäden zu begreifen, die die Gesellschaft durchziehen.<sup>34</sup> Dieses Bild verdeutlicht auch, dass es niemals nur einen Diskurs gibt, sondern mehrere, die sich wiederum in Konkurrenz zueinander befinden. Diskursfäden verdichten sich in kulturellen Texten wie beispielsweise Büchern, Filmen und eben auch in Fernsehserien. Nur dadurch, dass sie Diskursfäden aufnehmen, können sie für die rezipierenden Subjekte überhaupt „Sinn machen“. Texte stehen dabei nicht außerhalb von Diskursen, sondern sie befinden sich in ihnen und produzieren diese mit, d. h. – um beim Bild der Fäden zu bleiben – es führen Diskursfäden in sie hinein und auch wieder heraus, der Text selbst erscheint als „Knoten in einem Netz“.<sup>35</sup>

Für die vorliegende Arbeit bedeutet das, zu untersuchen, welche Diskurse sich in der Fernsehserie *Die Unverbesserlichen* verdichten und durch sie (re)produziert oder in Frage gestellt werden. Welche Konzepte von Familie liegen diesen Diskursen zugrunde? Wie wird dadurch überhaupt erst Familie hergestellt? Welche Subjektivierungsprozesse spielen sich darin ab? Wie wird Identität innerhalb dieser Diskurse durch die Kategorien Gender und Generation hergestellt? Und wie wird dies alles in Relation zu einer bestimmten Gesellschaftsform verortet? Das Format der Fernsehserie erlaubt zudem eine diachrone Analyse, so dass nicht nur untersucht werden kann, welche Diskurse aufgenommen werden, sondern auch, wie diese mitunter verändert werden, d. h. – um erneut das Bild der Fäden aufzunehmen – wie die Serie an den Diskursfäden „strickt“.

## 2.2 Gender und Performanz

Das in dieser Arbeit zum Ausdruck kommende Verständnis von Gender im Sinne von Judith Butler knüpft unmittelbar an die vorangegangenen diskurstheoretischen Überlegungen an. Dass Geschlecht nicht zwangsläufig eine biologische Tatsache darstellt, sondern in seiner jeweiligen Ausformung sozial konstruiert, wandelbar und damit historisierbar ist, ist auch für die Geschichtswissenschaft längst keine neue Erkenntnis mehr.<sup>36</sup> Der gendertheoretische Ansatz Butlers ist für die vorliegende Arbeit gleich von zweifacher Bedeutung, da sie einer-

---

<sup>33</sup> Vgl. zum Machtbegriff Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit. Erster Band, Der Wille zum Wissen*, 14. durchges. u. korr. Aufl. Frankfurt a. M. 2003 [1983], S. 93ff.

<sup>34</sup> Philipp Sarasin greift dieses Bild auf und beschreibt Diskursfäden als „historisch eingrenzbar thematische Redezusammenhänge, die Möglichkeiten und Grenzen sinnvoller Rede und kohärenten sozialen Handelns bestimmen“, Philipp Sarasin: *Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte*, in: Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler (Hg.): *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996, S. 131-164, hierin S. 142.

<sup>35</sup> Foucault, *Archäologie des Wissens*, S. 36.

<sup>36</sup> Vgl. hierzu grundlegend Joan W. Scott: *Gender. A Useful Category of Historical Analysis*, in: *American Historical Review* 91, 1986, S. 1053-1075; einen Überblick über die Geschichte der Geschlechtergeschichte bietet Claudia Opitz: *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*, Tübingen 2005.

seits die diskurstheoretischen Überlegungen Foucaults aufgreift und andererseits stets auch die Performativität von Gender betont.

Butler begreift sexuelle Differenz und geschlechtliche Identität als diskursiv konstruiert und damit nicht als etwas „Reales“, das dem Diskurs vorgängig wäre. Der Bezug auf etwas vermeintlich Materielles wie den biologischen Körper kann nie ohne die diskursive Ebene gedacht werden: „Die sexuelle Differenz ist [...] nie einfach nur eine Funktion materieller Unterschiede, die nicht in irgendeiner Weise von diskursiven Praktiken markiert und geformt wären.“<sup>37</sup> Butler versucht jedoch, nicht nur die diskursive Ebene, sondern auch diejenige der Materialisierung bei der Herstellung sexueller Differenz in den Blick zu nehmen. Hierzu bedient sie sich, sozusagen als Bindeglied zwischen einer diskursiven Norm und ihrer Materialisierung, des Begriffs der Performativität. Dieser bezeichnet die ständige Zitierung und Re-Inszenierung geschlechtlicher Normen, die Gender-Konstruktionen ihre Materialität verleihen. Performativität ist „die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt.“<sup>38</sup> Gender wird immer wieder aufs Neue durch Handlungen und Sprechakte hergestellt und reproduziert. Kurz gesagt, Gender ist „nicht etwas, was Menschen haben, sondern was sie tun“.<sup>39</sup> Erst durch die andauernde Wiederholung bestimmter codierter Praktiken stellt sich der „Effekt des Naturalisierten“<sup>40</sup> ein, wodurch die Konstruiertheit von Gender verschleiert wird. Dennoch birgt die Zitierung zwangsläufig immer auch ein Moment der Abweichung von der Norm und damit die Möglichkeit historischen Wandels von Geschlecht.<sup>41</sup> Eine Strategie, dieser potentiellen Instabilität der Norm entgegenzuwirken, ist die ständige Opposition zu ihrem konstitutiven Außen. „Normalität“ kann sich immer nur durch den Ausschluss des Anderen herstellen.<sup>42</sup>

Bei einem derartigen Verständnis von Gender kommt der Visualität eine große kulturelle Bedeutung zu. Film und Fernsehen transportieren auf anschauliche Weise gegendertes Wissen von spezifisch weiblich oder männlich konnotierten Praktiken.<sup>43</sup> Gerade Filmnarrative folgen einer schon fast rituellen Festschreibung geschlechtlicher Rollenverteilung. Es wird daher zu zeigen sein, wie bei den *Unverbesserlichen* Geschlecht hergestellt wird und wie dies beispielsweise mit der Position innerhalb der Familie verbunden ist. Gleichzeitig ist auch hier wieder die Serialität des Mediums von besonderem Interesse, denn gerade die Aspekte von

---

<sup>37</sup> Judith Butler: Körper von Gewicht, Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a. M. 1997, S. 22.

<sup>38</sup> Ebd., S. 22. Diese Zitierung erfolgt bei Butler nicht aufgrund einer freien Wahl des Subjekts, sondern ist überhaupt erst Bedingung für den Prozess der Subjektbildung. Vgl. ebd., S. 22, 318f.

<sup>39</sup> Jürgen Martschukat u. Steffen Patzold: Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur, in: dies. (Hg.): Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln/Weimar/Wien. 2003, S. 1-31, hierin S. 9.

<sup>40</sup> Butler, Körper von Gewicht, S. 32.

<sup>41</sup> Vgl. ebd., S. 33, 317.

<sup>42</sup> Vgl. ebd., S. 30, 259f.

<sup>43</sup> Vgl. für den Bereich Fernsehen die grundlegende Arbeit von Tanja Maier: Gender und Fernsehen. Perspektiven einer kritischen Medienwissenschaft, Bielefeld 2007.

Wiederholung, Zitation und Re-Inszenierung sind grundlegende Elemente des Genres der Serie. Daher wird darauf zu achten sein, wie die Serie Gender anhand welcher Norm herstellt, fortschreibt und eventuell auch wandelt und nach außen öffnet.

### 2.3 Generation und Generationalität

Der Begriff der Generation erfährt gegenwärtig einen Aufschwung, der sich vor allem in der Postulierung immer neuer Generationen manifestiert.<sup>44</sup> Während sich darüber debattieren lässt, ob es die jeweiligen bezeichneten sozialen Gruppen tatsächlich gibt,<sup>45</sup> scheint der dahinter stehende Begriff kaum hinterfragt zu werden. Dabei erweist sich dieser bei genauerer Betrachtung als höchst uneindeutig. Wie Sigrid Weigel argumentiert, resultiert diese Uneindeutigkeit aus der Überlagerung verschiedener Bedeutungsebenen.<sup>46</sup> So bezeichnet der Begriff zum einen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe, deren Gemeinsamkeit darin besteht, innerhalb des gleichen politischen, sozialen und kulturellen Umfelds zu leben, also ähnlich sozialisiert zu sein oder ein prägendes Erlebnis miterlebt zu haben.<sup>47</sup> Hier dient der Generations-Begriff der synchronen Betrachtung von Alterskohorten. Zum anderen bezeichnet er im genealogischen Sinne eine Abfolge als natürlich-biologischen Prozess der Reproduktion und der Abstammung und nimmt damit die diachrone Ebene in den Blick. Durch diese Verbindung von soziologischen und biologischen Sinnzuschreibungen umschreibt der Begriff „ein komplexes Zusammenspiel von Natur und Kultur“<sup>48</sup> und lässt sich als Mythos im Sinne Roland Barthes verstehen: Generationalität lässt kulturelle Entwicklungen natürlich erscheinen, so dass sich „im Muster einander ablösender Generationen [...] historisch kontingente Veränderungsprozesse als gleichsam natürlicher Wandel, als Rhythmus eines natürlichen Reproduktionsgeschehens verstehen [lassen].“<sup>49</sup> Die Bezeichnung von

---

<sup>44</sup> Diese Beobachtung findet sich bei Ulrike Jureit u. Michael Wildt: Generationen, in: dies. (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005, S. 7-26, hierin S. 8. Einen Überblick über die Debatte innerhalb der Geschichtswissenschaft liefern Andreas Schulz u. Gundula Grebner: Generation und Geschichte. Zur Renaissance eines umstrittenen Forschungskonzepts, in: dies. (Hg.): Generationswechsel und historischer Wandel, München 2003, S. 1-23. Eine ebenfalls historisch ausgerichtete Erörterung des Generationenbegriffs findet sich bei Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorie, Praxis, Schlüsselwörter, 4. verbesserte u. ergänzte Aufl. Frankfurt a. M. 2004, S.330-345.

<sup>45</sup> Während die Existenz der 68er-Generation kaum noch bestritten wird (was sich vor allem auf die zahlreichen retrospektiven Darstellungen vermeintlicher Angehöriger zurückführen lässt), scheint es gegenwärtig fraglich, ob es eine 89er-Generation gibt. Vgl. Jureit, Generation, S. 21.

<sup>46</sup> Sigrid Weigel: Familienbande, Phantome und die Vergangenheitspolitik des Generationendiskurses. Abwehr von und Sehnsucht nach Herkunft, in: Ulrike Jureit u. Michael Wildt, Michael (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005, S. 108-126.

<sup>47</sup> Dies entspricht dem seit Karl Mannheim geläufigen soziologischen Verständnis von Generation. Vgl. Karl Mannheim: Das Problem der der Generationen [1928], in: ders.: Wissenssoziologie, Neuwied/Berlin 1964, S. 509-565.

<sup>48</sup> Weigel, Familienbande, S. 117.

<sup>49</sup> Ohad Parnes, Ulrike Vedder u. Stefan Willer: Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte, Frankfurt a. M. 2008, S. 10. Roland Barthes versteht den Mythos im semiologischen Sinn als eine Metasprache, die sich über die Zeichen der Objektsprache legt und ihnen eine neue Bedeutung verleiht. Gleich-

bestimmten Generationen dient also in erster Linie dazu, bestimmte Entwicklungen zeitlich einzuordnen und sie gleichzeitig in einen „natürlichen“ Kontext zu stellen. Daraus folgt, dass Generation keineswegs als eine neutrale Kategorie verstanden werden darf, sondern stets eine bestimmte Funktion erfüllt, die mit historisch spezifischen Vorstellungen von Generationalität gefüllt ist.

Eine historische Arbeit muss also zunächst die Historizität des Begriffes erkennen. Diese Historizität ergibt sich sogar in doppelter Hinsicht. Einerseits dient die Kategorie der Selbstreferentialität einer historischen Gruppe,<sup>50</sup> andererseits wird sie nachträglich durch HistorikerInnen zugewiesen, um bestimmte Gruppen innerhalb eines größeren Kontextes zu verorten. Letzteres bringt zwangsläufig die Gefahr mit sich, „dass der Generationenforscher den Gegenstand selbst herstellt, den er eigentlich untersuchen will.“<sup>51</sup> Um dies zu verhindern, muss eine historische Arbeit untersuchen, ob und wie zu einem gegebenen Zeitpunkt die Kategorie Generation benutzt wird, um historische Ereignisse verständlich zu machen: „Nicht die Frage, ob es so etwas wie Generation und Generationen *gibt*, gilt es also zu analysieren, sondern in welcher Weise und mit welchem Interesse ihr Vorhandensein jeweils deklariert und konstruiert wird.“<sup>52</sup> In diesem Sinne lässt sich Generation ähnlich wie Gender als performativ verstehen. Als Identitätskategorie einer bestimmten Gruppe von Menschen erfüllt sie dabei historisch spezifische Funktionen und ist immer auch an genealogische Assoziationen gebunden.<sup>53</sup> Ähnlich wie Gender definiert sich eine Generation dabei auch durch den Ausschluss von anderen Generationen, zumeist anhand des Gegensatzes von Jung und Alt. So dient nach Heinz Bude der moderne Generationenbegriff wie er ab den 1920ern verwendet wird als „Durchsetzungsbegriff, der mit der Vitalität der Jugend spielt.“<sup>54</sup> Beschleunigter sozialer Wandel führt nach Bude dazu, dass sich das Schema von Alt und Jung über das alte Schema von Oben und Unten legt.<sup>55</sup> Wie bereits angesprochen, lässt sich ein derartiges Verständnis von Generationalität auf das „natürliche“ Bild von gesellschaftlicher Erneuerung durch die biologische Generationenabfolge zurückführen.

Da die Handlung der *Unverbesserlichen* innerhalb eines familiären Gefüges spielt, verhandelt die Serie zunächst zwangsläufig Generationalität im Sinne eines Eltern-Kind-Verhältnisses.

---

zeitig wird dieser Vorgang verschleiert, weshalb ein wesentliches Prinzip des Mythos die Verwandlung von „Geschichte in Natur“ ist. Roland Barthes: *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 1981, S. 113.

<sup>50</sup> Vgl. Jureit, *Generationen*, S.17.

<sup>51</sup> Ebd., S.19.

<sup>52</sup> Parnes, *Das Konzept der Generation*, S.20 (Betonung im Original).

<sup>53</sup> Vgl. zur Relationalität von Gender und Generation Věra Sokolová u. Kateřina Kolářová: Introduction. *Gender and Generation in Mutual Perspective*, in: dies. (Hg.): *Gender & Generation. Interdisciplinary Perspectives & Intersections*, Prag 2007, S.1-20.

<sup>54</sup> Heinz Bude; „Generation“ im Kontext. Von den Kriegs- zu den Wohlfahrtsstaatsgenerationen, in: Ulrike Jureit u. Michael Wildt (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005, S. 28-44, hierin S. 34.

<sup>55</sup> Vgl. ebd.

Gleichzeitig kommen in der Serie damit spezifische Diskurse zum Ausdruck, die das Verhältnis zwischen den Generationen auf gesellschaftlicher Ebene problematisieren. Wie bereits angedeutet, ist die Feststellung, dass Familienmitglieder nicht mehr wie ihre Eltern sein können oder wollen, ein zentraler Aspekt der Krisenhaftigkeit der Familie. Damit dient die Konstruktion generationaler Unterschiede dazu, bestimmte Entwicklungen der 1960er Jahre verständlich zu machen. Die Arbeit soll daher der Frage nachgehen, welche Funktion der Kategorie Generation in den 1960er Jahren zukommt, wie Generationen konstruiert und mit gesellschaftlicher Bedeutung versehen werden.

### **3. Familien-Fernsehen: Die 1960er Jahre**

#### **3.1 Kulturgeschichtliche Aspekte des Fernsehens**

Zu den gesellschaftlichen Umbrüchen der 1960er Jahre lassen sich auch die Wandlungen innerhalb des Bereichs der Medien zählen. Als eine der wichtigsten Entwicklungen gilt der „Triumphzug des Fernsehens“,<sup>56</sup> also der rasante Aufstieg des Fernsehens zum führenden Massenmedium.<sup>57</sup> Zwar war das Fernsehen in den 1960ern längst kein neues Medium mehr, aber erst in diesem Zeitraum erfuhr es zum einen seine massenhafte Verbreitung in den deutschen Haushalten und gewann zum anderen auch inhaltlich an Substanz und Vielfalt. Ab 1963 gingen das ZDF und die Dritten Programme auf Sendung, wodurch sich nicht nur ein quantitativer Anstieg der Sendezeit ergab, sondern durch den Wettbewerb auch ein zunehmendes Bemühen um die Qualität der Sendungen. Die 1960er Jahre sind also nicht die Geburtsstunde des Fernsehens, sondern vielmehr dessen Reifungsphase und werden daher für manche im Rückblick als das „goldene Zeitalter“<sup>58</sup> des Fernsehens imaginiert. Im Folgenden soll der Aufstieg des Fernsehens in seinen historischen Kontext gestellt werden. Hierbei soll jedoch nicht auf die institutionelle Geschichte der Sender und die Entwicklung des Programms eingegangen werden,<sup>59</sup> sondern auf die historische Bedeutung des Fernsehers als kulturellen Gegenstand im Rahmen eines sich wandelnden Konsum- und Freizeitverhaltens. Die 1950er Jahre brachten der westdeutschen Wirtschaft einen bis in die 1960er Jahre anhaltenden wirtschaftlichen Aufschwung, der erst in der Rezession von 1966/67 einen ersten

---

<sup>56</sup> Konrad Dussel: Vom Radio- zum Fernsehzeitalter. Medienumbrüche in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: Axel Schildt, Detlef Siegfried u. Karl Christian Lammers (Hg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 673-694, hierin S. 673.

<sup>57</sup> Vgl. Michael Meyen: Der Siegeszug des Fernsehens in Deutschland. Wechselbeziehungen zwischen Medienwandel und gesellschaftlichem Wandel in den 1950er und 1960er Jahren, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 44 (3), 2002, S. 119-146

<sup>58</sup> So beispielsweise bei Werner Höfer u. Hans Janke: Fernsehen – Das goldene Zeitalter, in: Hilmar Hoffman u. Heinrich Klotz (Hg.): Die Sechziger. Die Kultur unseres Jahrhunderts. Düsseldorf/Wien/New York 1987, S.213-221.

<sup>59</sup> Vgl. hierzu Konrad Dussel: Deutsche Rundfunkgeschichte, 2. überarb. Aufl. Konstanz 2004, S. 227-263.

Rückschlag erhielt.<sup>60</sup> Der Aufschwung führte Anfang der 1960er Jahre bei einer Arbeitslosenquote von unter einem Prozent zur Vollbeschäftigung und ging einher mit einer Steigerung des Arbeitseinkommens bei gleichzeitiger Verkürzung der Wochenarbeitszeit.<sup>61</sup> Während das Einkommen in den 1950er Jahren noch vorwiegend dazu diente, Nahrung, Kleidung und Hausrat zu kaufen, also in erster Linie Grundbedürfnisse zu befriedigen, ist in den 1960ern eine Verschiebung hin zu Genuss und Wohlstand festzustellen.<sup>62</sup> Hierzu zählt die ab 1962 einsetzende Reisewelle ebenso wie die Anschaffung eines Autos oder eines Fernsehers. So manifestierte sich erstmals das, was John Brewer als Konsumgesellschaft bezeichnet.<sup>63</sup> In zeitgenössischen Diskursen wurden Wohlstand und Konsum zum Sinnbild des Endes der Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg und damit des Erfolgs der sozialen Marktwirtschaft und der freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Das Ideal der Freiheit manifestierte sich im Konsum und wurde durch die freie Wahl der Konsumgüter im wahrsten Sinne greifbar.<sup>64</sup> Konsum stellte daher im Kontext des Kalten Krieges ein hochgradig ideologisiertes Konzept dar, das an den Prozess des *Nation-building* im Sinne einer Konstruktion von *Imagined Communities* gleich in zweifacher Hinsicht gekoppelt war.<sup>65</sup> Zum einen unterdrückte die Flucht in einen ungebremsten Konsumismus die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und beförderte dadurch die Idee des Neuanfangs und den Mythos der „Stunde Null“.<sup>66</sup> Zum anderen diente der Konsum auch der Abgrenzung von der DDR als dem „anderen“ System, dem die Überlegenheit des freien Marktes demonstriert werden sollte.<sup>67</sup>

Am Schnittpunkt dieser Achsen sind auch der Aufstieg des Fernsehens und die Bildung der (westdeutschen) „Fernseh-Nation“ zu verorten. Die zunehmende Verbreitung des Fernsehens war zunächst unmittelbar mit der Senkung der Preise durch industrielle Entwicklungen und der steigenden Konsumorientierung der Gesellschaft verbunden. Der Erwerb eines Fernsehers galt nicht mehr in dem Maße wie in den 1950ern als Luxus. Im Gegenteil, ab

---

<sup>60</sup> Vgl. Werner Abelshausen: Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945, München 2004, bes. S. 275-314.

<sup>61</sup> Vgl. Arne Andersen: Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute, Frankfurt a. M./New York 1997, S. 209.

<sup>62</sup> Vgl. ebd., S.21f.; Hannes Siegrist: Konsum, Kultur und Gesellschaft im modernen Europa, in: Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble u. Jürgen Kocka (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a. M./New York 1997, S. 13-48, hierin S. 23.

<sup>63</sup> Vgl. John Brewer: Was können wir aus der Geschichte der frühen Neuzeit für die moderne Konsumgeschichte lernen?, in: Hannes Siegrist, Hartmut Kaelble u. Jürgen Kocka (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a. M./New York 1997, S. 51-74, hierin S.52-57.

<sup>64</sup> „In social market discourse [...] the consumer exercising free choice in a free market context came to figure as the very embodiment of the democratic free citizen.“ Carter, *How German Is She*, S. 24.

<sup>65</sup> Vgl. Benedict Anderson: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, Revised Edition London/New York 2006 [1983].

<sup>66</sup> Vgl. Siegrist, Konsum, S. 27. Vgl. hierzu auch Wolfgang Ruppert: Um 1968. Die Repräsentation der Dinge, in: ders. (Hg.): Um 1968. Die Repräsentation der Dinge, Marburg 1998, S. 11-45, hierin S. 15.

<sup>67</sup> Vgl. David Crew: *Consuming Germany in the Cold War. Consumption and National Identity in East and West Germany, 1949-1989, an Introduction*, in: ders. (Hg.): *Consuming Germany in the Cold War*, Oxford/New York 2003, S. 1-19.

Ende der 1950er Jahre setzt sich das Fernsehen bei allen Bevölkerungsschichten, außer der Landbevölkerung, durch.<sup>68</sup> In Zahlen ausgedrückt bedeutet das, dass sich die Zahl der angemeldeten Fernsehteilnehmer von 4,6 Mio. am Ende des Jahres 1960 auf 16,6 Mio. Ende 1970 nahezu vervierfachte und die Verbreitung damit eine gewisse Sättigungsgrenze erreichte.<sup>69</sup> 1969 hatten bereits 84 Prozent aller Haushalte ein Fernsehgerät, was dazu führte, dass sich die bis dahin hohen Zuwachsraten deutlich verringerten.<sup>70</sup> Gleichzeitig erlitt das Kino, das in den 1950ern noch zur klassischen Freizeitaktivität gehört hatte, einen drastischen Einbruch der Besucherzahlen.<sup>71</sup> Dieser Rückgang stand jedoch nicht zwangsläufig in einem kausalen Zusammenhang mit dem parallel festzustellenden Aufstieg des Fernsehens. Vielmehr befand sich das Kino Anfang der 1960er in einer strukturellen Krise, die von einer inhaltlichen Stagnation des deutschen Films begleitet wurde.<sup>72</sup> Der Kinobesuch wurde in dieser Zeit zunehmend durch den Fernsehabend ersetzt. Die neu gewonnene Freizeit, die als Nicht-Arbeitszeit an Bedeutung gewann, wurde also verstärkt zu Hause verbracht. Der Besitz eines Fernsehschanks wurde zum Symbol eines modernen Haushalts, in dem man von nun an gerne (Frei-)Zeit verbrachte. Freizeit als „Rekreatationszeit“ vom Arbeitstag fand seinen Raum nun in den eigenen vier Wänden – das „Pantoffel-Kino“ ersetzte den „echten“ Kinobesuch. Ein Großteil der Bevölkerung bezog fortan Informationen und Unterhaltung von zu Hause aus, so dass der Fernseher zur Schnittstelle zwischen Innen und Außen wurde. Das Dispositiv Fernsehen bildete sich heraus.

### 3.2 Das Dispositiv Fernsehen

Der von Knut Hickethier geprägte Ansatz, Fernsehen als Dispositiv zu verstehen, bezieht sich in erster Linie auf die Anordnungsstrukturen des Fernsehens und die damit verbundenen Effekte.<sup>73</sup> Die Übertragung des foucaultschen Dispositiv-Begriffs verdeutlicht, dass sich Fernsehen als bestimmte Form des Sehens in Relation zu damit verbundenen Subjektivierungsprozessen befindet. Nach Foucault beinhaltet ein Dispositiv neben Diskursen auch

---

<sup>68</sup> Vgl. Knut Hickethier: Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart/Weimar, 1998, S. 112.

<sup>69</sup> Vgl. ders.: Der Fernseher. Zwischen Teilhabe und Medienkonsum, in: Wolfgang Ruppert, (Hg.): Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt a. M. 1993, S. 162-187, hierin S. 170.

<sup>70</sup> Vgl. Hickethier, Geschichte des deutschen Fernsehens, S. 200.

<sup>71</sup> Während im Jahre 1958 noch 750 Mio. Kinokarten verkauft werden, sind es 1971 nur noch 161 Mio. Vgl. Claus Eurich u. Gerd Würzberg: 30 Jahre Fernsehalltag. Wie das Fernsehen unser Leben verändert hat, Reinbek 1983, S. 140.

<sup>72</sup> Was nicht zuletzt die Geburtstunde des Neuen Deutschen Films einläutete. Dessen Gründungsdokument, das „Oberhausener Manifest“ von 1962, spricht sich für eine klare Abkehr von „Papas Kino“ aus. Auch hier existierte also ein offensichtlicher Generationenkonflikt. Vgl. Norbert Grob: Film der sechziger Jahre, in: Wolfgang Jacobsen, Anton Kaes u. Hans Helmut Prinzler (Hg.): Geschichte des Deutschen Films, 2. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2004, S. 207-244. Einen Überblick über das Verhältnis von Film und Fernsehen liefert Karl Prümm: Film und Fernsehen. Ambivalenz und Identität, in: Wolfgang Jacobsen, Anton Kaes u. Hans Helmut Prinzler (Hg.): Geschichte des Deutschen Films, 2. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2004, S. 545-566.

<sup>73</sup> Vgl. Hickethier, Geschichte des deutschen Fernsehens, S.11f.



nicht-diskursive Elemente, wie beispielsweise Gebäude oder Gegenstände und kann dazu dienen, die Beziehungen zwischen diesen Elementen zu analysieren.<sup>74</sup> Hickethier bezeichnet Mediendispositive allgemein als bestimmte Wahrnehmungsanordnungen und deren Verhältnis zum betrachtenden Subjekt:

„Solche Anordnungen, Dispositive der Wahrnehmung, umfassen [...] dabei nicht nur die jeweiligen Apparate und Techniken, sondern auch die räumlichen, architektonischen, situationalen und lebensweltlichen Bedingungen, sowie auch die juristischen, ethischen und sonstigen normsetzenden Rahmungen. In ihnen konstituiert sich das Subjekt, wird dessen mediale Wahrnehmung präformiert.“<sup>75</sup>

Die Wahrnehmungsanordnung des Fernsehens kommt bereits in den Worten „Pantoffel-Kino“ und eben auch „Fern-Sehen“ zum Ausdruck und verdeutlicht den Perspektivwechsel, der sich mit der Verbreitung des Fernsehens vollzieht. Der Fernsehkonsum findet innerhalb des privaten Raumes der Wohnung statt, ist aber dabei stets auf das Äußere gerichtet. Von dieser Grundanordnung ausgehend wurde der Fernseher der neue Bezugspunkt innerhalb des häuslichen Zusammenlebens. Als neuer Fluchtpunkt verlieh der Fernseher dem zuvor weitestgehend funktionslosen Wohnzimmer einen neuen Nutzen und bestimmte zunehmend auch die Ausrichtung der Möbel innerhalb des Raumes. Während man in den 1950er Jahren noch darum bemüht war, den Fernseher möglichst unauffällig in die „gute Stube“ zu integrieren, verlangte das Gerät bald eine völlige Umstrukturierung des Raumes und ein Aufbrechen der geschlossenen Couchecke.<sup>76</sup> Die Familie versammelte sich von nun an im Halbkreis um das Gerät, statt im Kreis um den Esstisch: Der Fernseher wurde im wahrsten Sinne in den Kreis der Familie aufgenommen.<sup>77</sup> Im Gegensatz zum Kino findet die Wahrnehmung innerhalb einer privaten Gemeinschaft statt und ist damit elementarer Teil des familiären Lebenszusammenhangs.<sup>78</sup>

---

<sup>74</sup> Foucault versteht unter einem Dispositiv „ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes umfasst. [...] Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.“ Michel Foucault: Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Département de Psychanalyse der Universität Paris VIII in Vincennes, in: ders.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978, S. 118-175, hierin S. 119f.

<sup>75</sup> Hickethier, Geschichte des deutschen Fernsehens, S. 11. Vgl. hierzu auch ders.: Film- und Fernsehanalyse, 4. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2007, S.18f.

<sup>76</sup> Vgl. Hickethier, Geschichte des deutschen Fernsehens, S.113f.

<sup>77</sup> Diese Veränderung wurde freilich nicht nur positiv aufgenommen. Exemplarisch für den zeitgenössischen kritischen Diskurs ist das bereits 1956 von Günther Anders geprägte Bild des Fernsehschwerers als „negative[n] Familienmitglied“, Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 1, Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, München<sup>5</sup>1980 [1956], S. 106.

<sup>78</sup> Vgl. Lothar Mikos: Es wird dein Leben! Familienserien im Fernsehen und im Alltag der Zuschauer, Münster 1994, S. 47f.

Doch nicht nur der Raum wurde der neuen Wahrnehmungsanordnung angepasst, sondern auch die alltäglichen Gewohnheiten der Menschen. Fernsehen wurde zunehmend als Ritual in den Alltag eingebaut und verlieh diesem eine neue Struktur. Hierbei spielte besonders die in den 1960er Jahren einsetzende Verfestigung der Programmschemata eine wichtige Rolle. Bestimmte Sendungen hatten von nun an ihren festen Platz im sich täglich und wöchentlich wiederholenden Programm.<sup>79</sup> Die Serialität des Fernsehens als dessen konstitutives Merkmal entsprach dabei dem sich täglich wiederholenden Alltagsablauf der Menschen und begünstigte dessen ritualisierte Nutzungsform. Gleichzeitig synchronisierte das Fernsehen den Tagesablauf mit allen anderen Mitgliedern der Fernsehgemeinschaft. Die bei drei Sendern geringe Auswahlmöglichkeit führte dazu, dass Millionen Menschen zur gleichen Zeit die gleichen Sendungen sahen. Populäre und kontroverse Sendungen lieferten zudem Gesprächsstoff für den nächsten Tag. So stellte sich über den Fernsehkonsum ein spezifisches Gemeinschaftsgefühl der „Fernseh-Nation“ ein. In ähnlicher Weise, wie Konsum allgemein zum *Nation-building* beitrug, vollzog sich dies auch auf der Ebene des Fernsehkonsums bei der Entstehung der Fernsehgemeinschaft. Die kleinste Einheit dieser Gemeinschaft bildete der Fernsehhaushalt und damit in der Regel die vor dem Fernseher versammelte Familie. Hickethier betont in diesem Zusammenhang vor allem die integrative Funktion des Fernsehens. Es stellt eine Gemeinschaft her und nimmt dadurch eine Vermittlerposition zwischen gesellschaftlichen Diskursen und den einzelnen Mitgliedern der Gemeinschaft ein.<sup>80</sup> Fernsehen hat, bedingt durch die Form der Serialität, dabei stets den Effekt, Modernisierung im Gewandt des Traditionellen erscheinen zu lassen. Das Serielle liefert unabhängig vom Inhalt des Gesendeten ein Gefühl der Vertrautheit und Konstanz.

Das Dispositiv Fernsehen besteht also zum einen in seiner räumlichen Anordnung innerhalb des privaten Raumes und damit als neuer Fluchtpunkt der Familie. Zum anderen projiziert sich durch das Fernsehen als kulturelle Praxis der Strukturierung und Synchronisierung eine weitere Form der Gemeinschaft, die Fernsehgemeinschaft.

#### **4. Fernseh-Familie: *Die Unverbesserlichen***

##### **4.1 Genre**

Familienserien waren seit den 1950er Jahren eines der beliebtesten Formate im Fernsehen.<sup>81</sup> Vor allem die Eigenproduktionen der Sender waren fast ausschließlich auf Familien- und die

---

<sup>79</sup> Vgl. Hickethier, *Geschichte des deutschen Fernsehens*, S. 205.

<sup>80</sup> Vgl. ebd., S.202.

<sup>81</sup> Vgl. ebd., S. 234-241.

ebenfalls sehr beliebten Kriminalserien beschränkt.<sup>82</sup> So reihen sich die *Unverbesserlichen* in eine längere Tradition von Serien wie *Unsere Nachbarn heute abend – Familie Schölermann* (1954-1960), die Filme und Serien der *Familie Hesselbach* (1954-1956 und 1960-1967), *Alle meine Tiere* (1962-1963) und *Der Forellenhof* (1965-1966) ein.<sup>83</sup> Bevor auf den Inhalt der Serie eingegangen wird, soll im Folgenden versucht werden, sie im Genre der Serie und speziell der Familienserie zu verorten.

Allgemein steht das Genre der Serie in engem Zusammenhang mit dem Seriellen des Fernsehens als Element des Dispositiv Fernsehen.<sup>84</sup> Nach Hickethier lassen sich die *Unverbesserlichen* als eine „Serie mit abgeschlossenen Handlungsfolgen“<sup>85</sup> beschreiben. Die Besonderheit der Serie liegt zum einen darin, dass die sieben Folgen jeweils zwischen 90 und 110 Minuten lang sind und damit Spielfilmlänge haben. Zum anderen wurde nur eine Folge pro Jahr ausgestrahlt, wobei der Sendetermin im Abendprogramm des Muttertags des jeweiligen Jahres war. Trotz dieser relativ ungewöhnlichen Form erscheint eine Kategorisierung als Serie sinnvoll. Nach Lothar Mikos lässt sich das Genre vor allem anhand der Aspekte von Zeit und Raum bestimmen.<sup>86</sup> Der zeitliche Aspekt von Serien beinhaltet einerseits ihre regelmäßige Ausstrahlung und andererseits die Tatsache, dass sie inhaltlich nicht auf ein bestimmtes Ende hin angelegt sind, sondern in der Regel unendlich fortgesetzt werden können. Sie befinden sich im ständigen Prozess des Werdens, was dazu führt, dass es „keine endgültigen Zustände in Serien“<sup>87</sup> gibt. Die einzelnen Folgen der *Unverbesserlichen* sind zwar inhaltlich abgeschlossen, bauen aber aufeinander auf und lassen so eine Entwicklung der Charaktere zu. Darüber hinaus verläuft die Serien-Zeit zwischen den Folgen parallel zur echten Zeit, so dass zwischen zwei Folgen auch innerhalb der Serie meist ein Jahr vergangen ist.<sup>88</sup> Raum ist ebenfalls ein zentraler Aspekt des Genres, da die Handlung meist an serienspezifischen Orten spielt, über die sich wiederum die Gemeinschaft der Protagonisten herstellt. Bei Familienserien ist diese Gemeinschaft demzufolge die Familie und der damit verbundene Raum die Familienwohnung oder das Haus. Die Fixierung auf die Familiengemeinschaft mit der Mutter als Zentrum könnte bei den *Unverbesserlichen* kaum größer sein, wobei auf den damit verbundenen Aspekt des Raumes später noch eingegangen werden soll.

---

<sup>82</sup> So kommt Harald Martenstein zu dem Schluss, dass deutsche Serien in dieser Zeit nur zwei Schauplätze hatten: die Familie und das Polizeirevier. Vgl. Harald Martenstein: *Das hat Folgen. Deutschland und seine Fernsehserien*, Leipzig 1996, S. 9ff.

<sup>83</sup> Vgl. Beile, *Frauen und Familien*, S. 6.

<sup>84</sup> Vgl. Hickethier, *Film- und Fernsehanalyse*, S. 195; Knut Hickethier: *Die Fernsehserie und das Serielle des Fernsehens*, Lüneburg 1991.

<sup>85</sup> Hickethier, *Film- und Fernsehanalyse*, S. 196.

<sup>86</sup> Vgl. Mikos, *Es wird dein Leben*, S. 135-138.

<sup>87</sup> Ebd., S.136.

<sup>88</sup> Zwischen den ersten drei Folgen vergehen jeweils sogar mehrere Jahre. Das lässt sich vor allem am Alter von Michael, dem Kind von Doris Scholz festmachen, der in der ersten Folge noch ungeboren und in der dritten bereits sechs Jahre alt ist.

Als ein spezifisches Charakteristikum für das Narrativ von Familienserien führt Mikos zudem das Verhältnis von Ordnung und Störung an. Während das Prinzip der Serie allgemein darin besteht, innerhalb einer Folge eine zuvor gestörte Ordnung wiederherzustellen, sind „Familienserien [...] die Verkörperung der permanent gestörten Ordnung schlechthin.“<sup>89</sup> Die Institution „Familie“ wird innerhalb der Familienserien latent gestört und muss ständig aufs Neue hergestellt werden.<sup>90</sup> Sie erscheint als performative Kategorie, die sozusagen „in Serie“ reinszeniert werden muss. Ein kurzer Überblick über den Handlungsverlauf der sieben Folgen offenbart bereits die damit verbundenen Schwierigkeiten.

#### **4.2 Handlung und sozialer Status**

Im Mittelpunkt der Familie stehen Kurt Scholz (Joseph Offenbach), seine Frau Käthe (Inge Meysel), sowie deren Kinder Doris (Monika Peitsch), Rudi (Gernot Endemann) und Lore (Helga Anders). Eine weitere zentrale Figur ist die Großmutter „Oma Köpcke“ (Agnes Windeck), die zwar nur in der zweiten und dritten Folge bei der Familie wohnt, aber auch nach ihrem Einzug ins Altersheim oft zu Besuch kommt. Vater Kurt ist von Beruf Buchhalter, wird aber in der zweiten Folge pensioniert. Als Rentner übernimmt er Gelegenheitsjobs und Gefälligkeitsarbeiten, die ihn in der sechsten Folge fast in die Arme einer anderen Frau führen. Mutter Käthe ist Hausfrau und bildet das eigentliche Zentrum der Serie, an dem fast alle Handlungsstränge zusammenlaufen. In der ersten Folge verrichtet sie zusätzlich noch Näharbeiten um die Familie finanziell zu unterstützen, in den späteren Folgen wird dies allenfalls angedeutet. Die Kinder sind in der ersten Folge schätzungsweise zwischen 17 und 25 Jahre alt. Im Laufe der Serie verlassen sie die familiäre Wohnung, was bei Kurt und Käthe zu Problemen führt. Der Auszug der Kinder lässt beide daran zweifeln, ob sie auch zu zweit eine erfüllte Ehe führen können. In der letzten Folge wird jedoch ein Neuanfang der beiden angedeutet, der mit einem gemeinsamen Urlaub in Paris und dem Umzug in eine kleinere Wohnung beginnen soll. Die älteste Tochter Doris erwartet bereits in der ersten Folge ein Kind von ihrem Mann Helmut (Ralph Persson). Zwischen den beiden gibt es jedoch immer wieder Spannungen, weil Doris ihre Berufstätigkeit nicht aufgeben will und Helmut das ersparte Geld lieber für ein Auto als für eine gemeinsame Wohnung ausgeben möchte. In der dritten Folge vermutet Doris, dass Helmut eine Affäre hat und reicht die Scheidung ein. Sie lebt fortan als erwerbstätige und geschiedene Mutter wieder bei den Scholzens, auch weil sie bei

---

<sup>89</sup> Mikos, *Es wird dein Leben*, S. 143.

<sup>90</sup> Diese permanente Störung lässt sich an den Anfangs- und Schlusszenen der einzelnen Folgen erkennen. Am Anfang einer Folge steht immer der Versuch der Mutter Käthe Scholz, die Familie zum sonntäglichen „Kaffe und Kuchen“ zu versammeln. Das traute Familientreffen kommt aber nie wie geplant zustande. Im Gegenteil, die ersten Szenen tragen immer schon die bestehenden Störungen in sich. Auch das Ende der Folgen wird nicht durch die Herstellung von Ordnung markiert, sondern deutet auf eine Konstanz der bestehenden Probleme hin oder deutet neue an.

der Erziehung des Sohnes Michael (Michael Hornauf) auf die Hilfe von ihrer Mutter angewiesen ist. Erst die Begegnung mit dem wohlhabenden Architekten Jürgen Hechler (Günter Pfitzmann) in der sechsten Folge erlöst sie aus der prekären Situation und ermöglicht ihr den sozialen Aufstieg, was wiederum bei den Eltern auf Skepsis trifft. Der Sohn der Familie, Rudi, arbeitet zunächst bei der Post, erlebt aber eine kurze Karriere als Profi-Fußballer. Diese muss er jedoch in der fünften Folge nach einer Verletzung aufgeben. Gleichzeitig bekommt eine seiner häufig wechselnden Freundinnen, Dagmar (Reinhild Schneider), ein Kind von ihm, was für Rudi zunächst kein Grund zur Freude ist. Ihre Beziehung leidet auch nach dem Ende von Rudis Karriere als Fußballer daran, dass sich Rudi in Dagmars Augen keinen richtigen Beruf sucht, sondern als Autoverkäufer und später Fußballtrainer arbeitet. Der Konflikt führt schließlich zur Trennung der beiden, so dass auch Rudis Kind ohne seinen Vater aufwächst. Die jüngste Tochter Lore (Helga Anders) ist das „Nesthäkchen“ der Familie und entspricht in ihrer Darstellung einer typischen Teenagerin der 1960er Jahre. Sie hört gerne Schallplatten, liest Illustrierte und fühlt sich von ihren Eltern oft ungerecht behandelt. Nach der dritten Folge kommt sie jedoch nicht mehr in der Serie vor. In der vierten Folge macht sie einen Schüleraustausch nach Paris, weshalb sie in der Familie durch die selbstbewusste Französin Monique (Sandrine Schmidt) „ersetzt“ wird. Am Ende der Folge erfährt die Familie, dass Lore sich in Paris verlobt hat und nicht zurückkehren wird. In der anschließenden Folge berichtet ihr Verlobter den Scholzens, dass Lore ihn verlassen habe, um nach Brasilien zu gehen.

Das Leben der Familie Scholz ist die ganze Serie hindurch stark von ihrem sozialen Status geprägt. Die Scholzens lassen sich als exemplarisches Beispiel einer kleinbürgerlichen Familie lesen, deren Lebenswelt sich scheinbar fernab der intellektuellen Debatten befindet, die sonst das historische Bild der 1960er bestimmen. Der oft durchscheinende sozialkritische Ton der Serie ergibt sich meist aus dem latenten Geldmangel der Familie, denn vom Aufschwung des Wirtschaftswunders ist in der Fernsehrealität wenig zu spüren. Zwar besitzt die Familie ab der zweiten Folge einen Fernseher, aber für andere größere Anschaffungen, wie beispielsweise ein Auto oder eine Waschmaschine, fehlt das Geld. Das soziale Milieu dient aber besonders den Eltern zur eigenen positiven Identifizierung als „kleine Leute“, für die ihre moralischen Werte wichtiger sind als Geld und die deswegen immer zum Opfer der „Reichen und Mächtigen“ werden.<sup>91</sup> Dies wird besonders in Abgrenzung zum Wohlstand anderer sichtbar. So führt Rudis Fußballkarriere nicht nur dazu, dass er sich einen teuren Sportwagen leisten kann, sondern gleichzeitig auch zum Konflikt mit seinen Eltern, die ihm vorwerfen, dass ihm

---

<sup>91</sup> Beispielsweise als Kurt das ganze ersparte Geld der Familie, das eigentlich zur Unterstützung der Familie nach seinem Tod gedacht war, durch das Geschäft mit einer dubiosen Anlagefirma verliert. Vgl. Die Unverbesserlichen - ...und ihre Menschenkenntnis (Folge 5), 00:39:26ff. Zur Vereinfachung werden die Episoden der Serie im Folgenden lediglich mit ihrer Folgennummer angegeben.

sein Erfolg zu Kopf gestiegen sei. Wohlstand wird somit immer auch negativ bewertet. Dies wird auch in der ersten Folge deutlich, in der die Familie Geld im Toto gewinnt und es zum Streit kommt, was mit dem Geld angeschafft werden soll. Auch der neue Freund von Doris muss unter dem Misstrauen von Käthe und Kurt leiden, als sie seine Hilfe bei der Wohnungssuche ablehnen. Gleichzeitig grenzt sich Doris nach ihrer Hochzeit von ihren kleinbürgerlichen Eltern ab und lädt diese nicht zu ihrer offiziellen Hochzeitsfeier ein, die im Kreise der „neureichen“ Verwandtschaft ihres Gatten stattfindet. Das Problem des Milieus der Familie ist demnach an Generationalität gebunden, da die Kinder stets bemüht sind, aus ihrem Status als „kleine Leute“ auszubrechen.

### 4.3 Reaktionen auf die Serie und ihren „Realismus“

Die *Unverbesserlichen* waren ursprünglich nicht als Serie geplant, als sie am 9. Mai 1965, genau 20 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, auf Sendung gingen. Die erste Folge, eigentlich als Bühnenstück konzipiert, war jedoch derart erfolgreich, dass weitere Folgen produziert wurden.<sup>92</sup> Auch die restlichen sechs Folgen erfreuten sich großer Beliebtheit, so dass die Serie insgesamt zwischen 6,10 Mio. und 10,48 Mio. Haushalte erreichte und damit eine Einschaltquote bis zu 68 Prozent erzielte.<sup>93</sup> Die Serie wurde dabei bereits von zeitgenössischer Kritik als untypisch für das Genre der Familienserie wahrgenommen. In Abgrenzung zu anderen Serien galt sie als besonders realistisch und verbreitete in den Augen vieler eine „lebensnahe Atmosphäre“<sup>94</sup>. Gerade durch diesen vermeintlichen Realismus habe sich die Serie „von den lärmigen und lügenhaften Familienserien in der heilen Welt der Regionalprogramme kategorisch unterschieden.“<sup>95</sup> In der Tat findet sich bei den *Unverbesserlichen* eine verstärkte Problematisierung familiärer Bindungen und auch in der Themenwahl beschreitet die Serie Fernseh-Neuland. So wird erstmals innerhalb einer Familienserie eine Ehe geschieden und auch das Schicksal des unehelichen Kindes von Rudis Freundin Dagmar dürfte ein Novum in der deutschen Fernsehlandschaft dargestellt haben.<sup>96</sup> Auch in historischer Perspektive wird die Serie meist mit einer Abkehr vom Bild der heilen Familienwelt assoziiert und damit als „Serie der Umbruchsjahre“<sup>97</sup> in den Kontext des gesellschaftlichen Wandels der

---

<sup>92</sup> Vgl. Sabine Stamer: Inge Meysel. Ihr Leben, Hamburg 2003, S.153.

<sup>93</sup> Diese Zahlen stammen aus einer E-Mail der ARD-Zuschauerredaktion. Die Berechnung der Einschaltquoten erfolgte damals unter anderen Bedingungen als heute und lässt sich schwer vergleichen. Die Zahl der Haushalte bezieht sich nicht auf die tatsächliche Anzahl der Zuschauer innerhalb dieser Haushalte. Letztere dürfte dementsprechend höher liegen. Die Quote wurde aus der Anzahl *aller* Fernsehgeräte errechnet und nicht, wie in heutigen Angaben, aus den eingeschalteten. Demnach lief die erste Folge der *Unverbesserlichen* bei einer Einschaltquote von 68 Prozent auf mehr als zwei Drittel aller Geräte in Deutschland. Vgl. zur Geschichte der Einschaltquotenermittlung auch Dussel, Deutsche Rundfunkgeschichte, S. 257-263.

<sup>94</sup> Kölnische Rundschau, 09.05.1965. Zit. nach: Beile, Frauen und Familien, S.326.

<sup>95</sup> Alexander Rost: Nicht happy, in: Die Zeit 20, 14.05.1971, S. 24.

<sup>96</sup> Vgl. Beile, Frauen und Familien, S. 339.

<sup>97</sup> Martenstein, Das hat Folgen, S. 43.

1960er Jahre gestellt.<sup>98</sup> Die vermeintliche Realitätsnähe der Serie darf jedoch nicht dazu verleiten, die Serie als historisches Abbild des Alltags einer kleinbürgerlichen Familie in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre zu verstehen. Vielmehr muss untersucht werden, welche Bedeutungen die Serie herstellt und in welche Diskurse sie sich einschreibt. Im Folgenden soll auf zwei wesentliche Aspekte, die zur Bedeutungskonstruktion der Serie beitragen, eingegangen werden: Die Repräsentation des Raumes und die Bedeutung der Rolle Inge Mey-sels.

#### 4.4 Raum

Ein wichtiges bedeutungstragendes Element der Serie ist die mit ihr verbundene Repräsentation des Raumes. In ihrer bildlichen Komposition beruht sie auf der Gegenüberstellung von Innen und Außen, wobei das Innere den klar begrenzten familiären Wohnraum darstellt, der immer wieder durch Störungen von Außen bedroht wird. Die im Innern hergestellte Gemeinschaft lässt sich daher als Analogie zur Gesamtgesellschaft lesen, die ihre Gemeinschaft gerade durch den Ausschluss jener Elemente herstellt, die eine vermeintliche Bedrohung für die innere Ordnung darstellen.

Vor allem in den ersten Folgen liefert die fast ausschließliche Fokussierung auf das Innere der Wohnung ein Gefühl klaustrophobischer Beklemmung, das erst im Verlauf der Serie nachlässt, wenn zunehmend auch das Äußere von der Familie erschlossen wird. Doch die Trennung von Innen und Außen dient über die räumliche Ebene hinaus auch zur Differenzierung zwischen der Familiengemeinschaft und Außenstehenden. Die Wohnung fungiert demnach nicht nur als Wohnraum *für* die Familie, sondern markiert auch die Grenzen der Familie selbst. Die Haustür ist hierbei das Scharnier zwischen Innen und Außen und bestimmt damit, wer in die Familie aufgenommen wird und wer nicht.<sup>99</sup> Dadurch, dass die ZuschauerInnen ihren Blick auf den privaten Familienraum richten dürfen, sind sie bereits indirekt in die Familie aufgenommen. Für das Dispositiv Fernsehen ergibt sich somit die spezifische Situation, dass der Blick der vor dem Fernseher versammelten Familie nicht auf die äußere Ferne gerichtet ist, sondern auf den innerfamiliären Raum der *Unverbesserlichen*. Der Blick richtet sich auf ein „anderes“ Innen und wird dadurch immer auch auf die ZuschauerInnen selbst zurückgeworfen. Die zuschauenden Familiensubjekte verorten sich dabei, entweder durch Prozesse der Identifikation oder der Ablehnung, selbst als Familie. Die performativ herge-

---

<sup>98</sup> Beispielsweise bei Christina von Hodenberg: Der Kampf um die Redaktionen. „1968“ und der Wandel der westdeutschen Massenmedien, in: Christina von Hodenberg u. Detlef Siegfried (Hg.): Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2006, S. 139-163, hierin S. 143.

<sup>99</sup> So wird Helmut nach Doris Entschluss zur Scheidung im wahrsten Sinne aus der Familie ausgeschlossen und muss im Treppenhaus stehen bleiben. Vgl. Folge 3, 00:25:26ff. Auch Dagmar, Rudis Freundin, wird von Käthe zunächst nicht ins Innere gelassen. Erst nach erneutem Bitten wird sie in die Wohnung gelassen und gehört im Verlauf zur Familie. Vgl. Folge 5, 00:18:55ff.

stellte Fernsehfamilie der *Unverbesserlichen* stellt in diesem Sinne auch die Familie vor dem Fernseher her. Dieser Prozess wird dadurch begünstigt, dass die Grenzen von Innen und Außen, auf denen das Dispositiv Fernsehen normalerweise gründet, teilweise aufgebrochen werden und ein „neues“ Außen hergestellt wird, das als Störung sowohl die Familie im als auch vor dem Fernseher herstellt und normativ besetzt.

Aus gendertheoretischer Perspektive ist die Wohnung eindeutig weiblich konnotiert und lässt sich mit Karin Hausen als „Frauenraum“<sup>100</sup> bezeichnen. Analog zum Familiendiskurs der 1950er Jahre, der stark auf das Ideal der bürgerlichen Familie rekurrierte, findet sich in der Serie eine Dichotomie zwischen einer privaten weiblichen Sphäre und einer männlich konnotierten Öffentlichkeit.<sup>101</sup> Die Wohnung stellt in dieser Hinsicht den „natürlichen“ Raum für Käthe als Mutter und Hausfrau dar. Da ein Großteil der Handlung innerhalb der Wohnung spielt, bildet Käthe allein schon deswegen den Mittelpunkt der Familie. Innerhalb der Wohnung verrichtet sie die tägliche Hausarbeit, sorgt für die Mahlzeiten und kümmert sich um die Probleme der anderen Familienmitglieder.<sup>102</sup> So wird Käthe die ganze Serie über kaum außerhalb der Wohnung gezeigt, und in den seltenen Fällen, wo sie sie doch verlässt, ist es meist damit verbunden, dass sie sich in einer für sie fremden und feindlichen Welt behaupten muss.<sup>103</sup> Umgekehrt erscheint die Wohnung seltsam „leer“, wenn Käthe nicht zu Hause ist.<sup>104</sup> Den männlichen Familienmitgliedern, vor allem Kurt, dient die Wohnung hauptsächlich als Ort der Erholung nach der Arbeit. Die Schauplätze, die das Außen des Familienraums markieren, sind dementsprechend hauptsächlich die Orte, an denen sich die Männer der Familie aufhalten. Exemplarisch hierfür ist die kurze „Vorstellung“ der einzelnen Charaktere im Vorspann der Folgen. Hier werden die Familienmitglieder in ihrem jeweiligen Umfeld gezeigt, bevor die Handlung einsetzt. Die drei weiblichen Hauptcharaktere Käthe, Doris und Lore befinden sich hierbei in der Regel innerhalb der Wohnung,<sup>105</sup> während Rudi auf dem Fußballfeld und Kurt im Publikum des Fußballstadions gezeigt werden. Neben dem Fußball-

---

<sup>100</sup> Vgl. Karin Hausen: Frauenräume, in: Karin Hausen u. Heide Wunder (Hg.): Frauengeschichte-Geschlechtergeschichte, Frankfurt a. M. 1992, S. 21-24.

<sup>101</sup> Vgl. zur Geschichte der bürgerlichen Familie und den geschlechtlich konnotierten Sphären Reinhard Sieder: Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt a. M. 1987, bes. S. 125-145.

<sup>102</sup> Vgl. für eine historische Betrachtung der Hausarbeit Merith Niehuss: Die Hausfrau, in: Ute Frevert u. Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): Der Mensch des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M./New York 1999, S.45-95. Vgl. zur Hausarbeit in den 1960er Jahren Ulrike Lindner: Rationalisierungsdiskurse und Aushandlungsprozesse. Der moderne Haushalt und die traditionelle Hausfrauenrolle in den 1960er Jahren, in: Matthias Frese, Julia Paulus u. Karl Tepe (Hg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn et al. 2005, S. 83-106.

<sup>103</sup> Beispielsweise in jenen Szenen, in denen sie sich bei Kurts Arbeitgeber wegen dessen ungewollter Pensionierung beschwert, sich beim Scheidungsgericht über ungerechte Behandlung ihrer Tochter Doris beklagt oder sich außerhalb der Besuchszeiten ins Krankenhaus schleichen muss, um Kurt zu besuchen. Vgl. in dieser Reihenfolge Folge 2, 00:53:02ff.; Folge 3, 00:54:35ff.; Folge 4, 01:22:36ff.

<sup>104</sup> In der ersten Folge kommt Lore mit schlechten Schulnoten nach Hause und trifft durch die Abwesenheit Käthes eine fremdartig leere Wohnung an. Vgl. Folge 1, 00:44:20ff.

<sup>105</sup> Im Vorspann der dritten Folge wird Lore beim Einkaufsbummel mit einer Freundin gezeigt, also bei einer jugendlichen Form weiblichen Konsumexperimentums. Vgl. Folge 3, 00:00:41ff.



stadion sind auch die anderen Orte außerhalb der Wohnung als Arbeitsplätze männlich konnotiert. Rudi sieht man bei seiner Arbeit für die Post und als Autoverkäufer, Kurt in seinem Büro und nach seiner Pensionierung auf der Straße als Reklameverteiler. Letzteres verbildlicht Kurts Dilemma, nach seiner Pensionierung einerseits keinen „eigenen“ Raum mehr zu besitzen und andererseits nicht den ganzen Tag in der Wohnung verbringen zu wollen.

#### **4.5. Inge Meysel als „Mutter der Nation“**

Eine Analyse der Serie kommt nur schwer ohne eine Betrachtung Inge Meysels aus. Die Rolle der Käthe Scholz bedeutete für Meysel, die bis dahin hauptsächlich fürs Theater gespielt hatte, den endgültigen Durchbruch als Fernsehschauspielerin und begleitete sie bis zu ihrem Tod im Jahre 2004.<sup>106</sup> Dem methodischen Ansatz dieser Arbeit ist es geschuldet, die Serie weniger auf der Ebene ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer DarstellerInnen zu betrachten, sondern innerhalb ihres diskursiven Zusammenhangs. Eine kurze Erörterung von Inge Meysels Karriere erscheint jedoch insofern sinnvoll, als sie als Star mit einem bestimmten Image verbunden war, das in die Bedeutungsebene der Serie hineinspielt, und damit wiederum diskurstheoretisch relevant ist. Nach Richard Dyer umfasst das Image eines Stars sämtliche medialen Repräsentationen der Person.<sup>107</sup> Star-Images reichen zum einen in die jeweilige Rolle des Stars hinein, werden zum anderen auch durch die Rollen erst geschaffen oder verändert. Beides ist bei Inge Meysel von Bedeutung.

Meysels Karriere war unmittelbar mit der Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg verbunden. Während des Nationalsozialismus hatte Meysel aufgrund ihres jüdischen Vaters Berufsverbot, so dass sie ab 1945 am Thalia Theater in Hamburg sowie in zahlreichen Kinofilmen umso intensiver der Schauspielerei nachging und um jede Rolle kämpfte.<sup>108</sup> Die im Jahre 1945 35-jährige Meysel versinnbildlichte geradezu das Bild des kulturellen Neuanfangs und das Abschließen mit der Vergangenheit. In der Öffentlichkeit war sie nicht nur für ihren Fleiß und ihren Kampfgeist bekannt, sondern auch für ihre „Selbstdisziplin, Professionalität und Akkuratessse“.<sup>109</sup> In den 1950er Jahren feierte sie große Erfolge an den Theatern in

---

<sup>106</sup> Kaum ein Nachruf kam ohne die Erwähnung ihrer Rolle als Käthe Scholz aus. Vgl. beispielsweise o.V.: Inge Meysel, in: Der Spiegel 30, 19.07.2004, S. 154; Katja Nicodemus: Der Fluch der alten Dame, in: Die Zeit 30, 15.07.2004, S. 32; Stefan Niggemeier: Sie hat uns erzogen, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 28, 11.07.2004, S. 10; sogar in der englischen *Times* gab es einen Nachruf, vgl. o.V.: Inge Meysel, in: *Times*, 16.07.2004, online einsehbar unter <http://www.timesonline.co.uk/tol/comment/obituaries/article1075733.ece> (zuletzt besucht am 21.02.2009).

<sup>107</sup> Die Person „hinter“ dem Image ist, ähnlich wie „das Reale“ in der Diskurs- und Gendertheorie, nicht unmittelbar erfahrbar. Vgl. Richard Dyer: *Heavenly Bodies. Film Stars and Society*, London/New York 2004, S. 1-16. In diesem Zusammenhang müssen sowohl Meysels Autobiographie aus dem Jahre 1991, als auch die 2003 erschienene Biographie von Sabine Stamer weniger als faktische Darlegungen, sondern als (Re-)Produktionen eines bestimmten Images gelesen werden.

<sup>108</sup> Vgl. Stamer, Inge Meysel, S. 103-117.

<sup>109</sup> Ebd., S. 131.

Berlin und Hamburg. Doch einen ersten wichtigen Einschnitt erhielt ihre Karriere 1960 mit der Komödie *Das Fenster zum Flur* in Berlin. In dem Stück spielte Meysel eine hart arbeitende Portiersfrau, die sich aufopferungsvoll um das Wohl ihrer Kinder sorgte. Ihr Mühen werden ihr jedoch von den Kindern wenig gedankt. Diese Figur der gekränkten, aber resoluten Mutter des Wiederaufbaus liest sich bereits wie der „Prototyp der Rolle, die Inge Meysel in den kommenden Jahrzehnten per Fernseher in Millionen Wohnzimmer tragen wird.“<sup>110</sup> Meysel bekam neben herausragenden Kritiken auch das Etikett der „Volksschauspielerin“ auferlegt, gegen das sie sich fortan beständig wehren sollte.<sup>111</sup> Dieser Titel markiert zugleich den Zeitpunkt, an dem sich Meysels Image der hart arbeitenden Schauspielerin mit ihrer Parade-Rolle der aufopfernden Mutter verbindet. Meysel wurde in dieser Rolle eine Volksschauspielerin, weil sie zugleich als Mutter sowohl *aus* dem Volk als auch *für* das Volk wahrgenommen wurde. Sie war als Mutter so überzeugend, weil sie ein idealtypisches Mutterbild sowohl als „reale“ Person durch ihren schauspielerischen Ehrgeiz, als auch durch ihre Rolle verkörperte. Auf beiden Ebenen versinnbildlichte sie jene Frauen, die zwar ihren Beitrag zum Wiederaufbau geleistet hatten, aber nunmehr in der Figur der aufopferungsvollen Mutter explizit weiblich inszeniert wurden. Meysels Aufstieg zur Volksschauspielerin gelang daher in erster Linie dadurch, dass ihr mütterliches Image den Weiblichkeitskonstruktionen des Familiendiskurses der 1950er Jahre entsprach. In ihrem Image zeichnen sich damit zwei wesentliche Elemente des Star-Systems ab: Zum einen die Vermittlung zwischen Massengesellschaft und Individualität und zum anderen die Feststellung, dass Stars mit ihrem Image bestimmte gesellschaftliche „Typen“ verkörpern.<sup>112</sup>

Meysels Image als geplagte und aufopferungsvolle Mutter verfestigte sich fünf Jahre später mit der Rolle der Käthe Scholz bei den *Unverbesserlichen*, durch die sie endgültig zum Star wurde.<sup>113</sup> Spätestens diese Rolle gilt gemeinhin als diejenige, die Meysel zur „Mutter der Nation“ machte.<sup>114</sup> Erneut spielt sie eine Mutter, „die die Ärmel hochkrepelt, die für Mitleid oder gar Selbstmitleid keine Zeit hat, [...] eine Glucke, die ihre Brut verteidigt bis zum Letzten, [...] eine Wiederaufbau-Mutter, die ihren weichen Kern unter harter Schale versteckt,

---

<sup>110</sup> Ebd., S. 134. Das Stück wurde im gleichen Jahr auch für das Fernsehen umgesetzt.

<sup>111</sup> Der Begriff der Volksschauspielerin findet sich in einer Theaterkritik Gerhart Ritters. Diese ist ohne Quellenangabe abgedruckt bei Stamer, Inge Meysel, S. 135. Vgl. auch Inge Meysel: *Frei heraus – Mein Leben*, Weinheim/Berlin 1991, S. 206. Vgl. zur Empörung Meysels über diese Bezeichnung bis kurz vor ihrem Tod Stamer, Inge Meysel, S. 139f.

<sup>112</sup> Vgl. Dyer, *Heavenly Bodies*, S. 7; ders.: *Stars, New Edition*, London 1998 [1979], S. 47-59.

<sup>113</sup> Sie erhält unter anderem 1965 die „Goldene Kamera“, in der Folgezeit fünf „Bambis“, sowie zwischen 1961 und 1971 neunmal den „Bravo-Otto“. Vgl. Stamer, Inge Meysel, S. 173.

<sup>114</sup> Leider konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht ermittelt werden, ob es dabei um einen zeitgenössischen Ausdruck handelt. Die früheste vorliegende Verwendung findet sich im Überblick des Fernsehprogramms in *Der Spiegel* 51, 13.12.1976, S. 200. Als „Geburtsstunde“ der Mutter der Nation wird in den Nachrufen meist die Fernsehserie genannt. Für eine frühere Datierung in Zusammenhang mit dem besagten Theaterstück von 1960 plädieren Stamer, Inge Meysel, S. 129-140; Meysel, *Frei heraus*, S. 203-206.

nie zurück-, sondern immer nach vorn schaut.“<sup>115</sup> Diesmal erreichte sie jedoch weitaus mehr Menschen mit ihrer Rolle, was dazu führte, dass der Star Inge Meysel und die Parade-Rolle der Mutter kaum noch voneinander zu trennen waren. Es schien, als würde sie in der Serie lediglich „sich selbst“ und damit prinzipiell *jede* Mutter spielen. Das Image der „Mutter der Nation“ erschien zukünftig unabhängig von ihren tatsächlichen Rollen im Fernsehen und Theater und machte Meysel vor allem in der Öffentlichkeit zur „mütterliche Instanz“ der Gesellschaft und damit zum Sprachrohr vieler Frauen. Nach dem Ende der *Unverbesserlichen* 1971 nutzte Meysel diese Position vermehrt, um Kritik an der gesellschaftlichen Stellung der Frau zu üben.<sup>116</sup>

Die Rolle Inge Meysels und ihr Image als „Mutter der Nation“ verdeutlichen zwei wesentliche Aspekte. Zum einen verdichteten sich in der Mutterfigur Inge Meysel/Käthe Scholz jene Prozesse des Dispositivs des Fernsehens, die zur Herstellung von Gemeinschaft und Familie im und durchs Fernsehen dienten. Die Fernseh-Mutter der Familie Scholz konnte nur zur „Mutter der Nation“ werden, weil sich die Serien-Familie, die Familie *vor* dem Fernseher und die Gesellschafts-„Familie“ wechselseitig herstellten. Die Bemühungen Käthes, ihre Fernseh-Familie zusammenzuhalten, blieben damit nicht auf den Bildschirm beschränkt, sondern übertrugen sich anhand des Star-Images Meysels auf eine Nation, die offenbar dringend einer „Mutter“ bedurfte. Der zweite Aspekt ist daher die historische Signifikanz des Images von Inge Meysel. Diese stellte sich über bestimmte diskursive Zusammenhänge her, die auf zeitgenössischen Vorstellungen von „Nation“ und „Familie“ aufbauten. Dass es einer derartigen Mutterfigur bedurfte, lässt darauf schließen, dass es bestimmte Entwicklungen und „Familienmitglieder“ gab, die als Bedrohung für die traditionelle Gesellschaftsfamilie imaginiert wurden. Die diskursiven Strategien, die ein solches Bild produzierten, sollen im Folgenden erörtert werden.

## **5. Die *Unverbesserlichen* und die „Krise der Familie“**

### **5.1 Die Nachkriegsfamilie: Stabilisierung und Normalität**

In der Nachkriegszeit und in den 1950er Jahren gewann das Konzept der Familie eine immense politische und gesellschaftliche Bedeutung. Der Krieg hatte viele Familien auseinander gerissen und ein großer Teil hatte Angehörige, meist Väter oder Söhne, verloren. In Aus-

---

<sup>115</sup> Stamer, Inge Meysel, S. 135. Wie sehr sich diese Rolle mit der „wahren“ Inge Meysel überlagerte, muss spätestens nach dem Tod ihres zweiten Ehemanns John Olden im September 1965 deutlich geworden sein: Eine Theatertournee, die eine Woche nach dem Tod beginnen sollte, trat Meysel trotzdem an. Vgl. ebd., S. 166.

<sup>116</sup> Beispielsweise bekannte sich Meysel 1974 im Rahmen der Auseinandersetzungen um Paragraph 218 dazu abgetrieben zu haben. 1978 verklagte sie zusammen mit Alice Schwarzer den Stern wegen der Abbildung nackter Frauen auf dem Titelblatt. Vgl. ebd., S. 189f., 209f.

einandersetzung mit der großen Zahl an „unvollständigen“<sup>117</sup> Familien diene die Idee ihrer „Wiederherstellung“ als Grundstein für eine vermeintliche Rückkehr zur Normalität und damit der Überwindung der Nachkriegszeit.<sup>118</sup> Die Familie sollte zukünftig Ausgangspunkt und Kern für den Aufbau der bundesrepublikanischen Gesellschaftsordnung bilden. Das Konzept Familie diene dazu, „belastete“ Konzepte wie Volk und Nation zwar nicht aufzugeben, aber im vermeintlich positiven Sinne aufzuwerten, so dass „die idealisierte Konzeption der Familie einen enormen Bedeutungsgehalt als Hort und Quelle von Werten [gewann], die zutiefst deutsch schienen.“<sup>119</sup> Im Diskurs der 1950er Jahre fand folglich eine begriffliche Verknüpfung von Gesellschaft und Familie statt. Die Verknüpfung ging mit einem Perspektivenwechsel einher, da nun nicht mehr die Volksgemeinschaft am Ursprung der Gesellschaft stehen sollte, sondern die Familie als „natürliche“ Form der menschlichen Vergesellschaftung. Der Perspektivenwechsel produzierte damit vor allem eine Abgrenzung zum Nationalsozialismus. Die Familie in der Bundesrepublik wurde als privater und schützenswerter „Kern“ der Gesellschaft definiert, wohingegen der Nationalsozialismus die Trennung zwischen Staat und Familie aufgehoben habe, um die Familie auszubeuten und in den Dienst des Staates zu stellen.<sup>120</sup> In dieser Wahrnehmung war die bürgerliche Familie zwar Opfer der Nazis und des Krieges geworden, konnte aber nicht gänzlich zerstört werden, weshalb sie nach dem Krieg als letzter Rest der „normalen“ Ordnung imaginiert wurde.<sup>121</sup>

Auch außerhalb des politischen Diskurses war das Thema Familie allgegenwärtig. Vor allem in der Familiensoziologie, die als Teildisziplin in den 1950er Jahren großen Zuwachs erfuhr, wurde die gesellschaftliche Bedeutung der Familie betont. Gleichzeitig bescheinigten die meisten Studien der deutschen Familie einen kritischen Zustand. So sah Helmut Schelsky, einer der zentralen Vertreter der Familiensoziologie, eine „außergewöhnliche Gefährdung“<sup>122</sup> der Familie. Diese Gefahr bedrohe wiederum die gesamte Gesellschaft, da die Familie „Stabi-

---

<sup>117</sup> Vgl. Kirsten Plötz: „Heimkehrer“, die „natürliche Ordnung“ und „vollständige Familien“. Väter in der bundesdeutschen Nachkriegszeit, in: Mechthild Bereswill, Kirsten Scheiwe u. Anja Wolde (Hg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht, München 2006, S. 57-74.

<sup>118</sup> Vgl. für eine Problematisierung des Begriffs der Normalisierung in den 1950er Jahren Hanna Schissler: „Normalization“ as Project. Some Thoughts on Gender Relations in West Germany during the 1950s, in: dies. (Hg.): The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968, Princeton/Oxford 2001, S. 359-375.

<sup>119</sup> Robert G. Moeller: Heimkehr ins Vaterland. Die Remaskulinisierung Westdeutschlands in den fünfziger Jahren, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 60, 2001, S. 403-436, hierin S. 416.

<sup>120</sup> Vgl. Moeller, Protecting Motherhood, S. 5.

<sup>121</sup> Einem derartigen Verständnis liegt folglich auch das Bild der Frauen und insbesondere der Mütter als Opfer des Nationalsozialismus zugrunde, die in der feministischen Diskussion der 1970er Jahre aufgegriffen wurde. Vgl. für eine Kritik an dieser Opferrolle das umstrittene Buch von Claudia Koonz: Mothers in the Fatherland. Women, The Family, and Nazi Politics, New York 1987. Einen Überblick über den daraus resultierenden so genannten Historikerinnenstreit bietet Christina Herkommer: Frauen im Nationalsozialismus - Opfer oder Täterinnen? Eine Kontroverse der Frauenforschung im Spiegel feministischer Theoriebildung und der allgemeinen historischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, München 2005.

<sup>122</sup> Helmut Schelsky: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, 3. erw. Aufl. Stuttgart 1955, S. 87 (im Original hervorgehoben).

litätsgrundlage und -rest in der zusammenstürzenden Gesellschaftsordnung<sup>123</sup> darstelle. Die hier und anderswo postulierte „Krise der Familie“ konstruierte also ein bestimmtes Ideal und machte die Durchsetzung dieses Ideals zum politischen und gesellschaftlichen Projekt.

Die im Familiendiskurs artikulierte Forderung nach Wiederherstellung von Normalität richtete sich jedoch nicht nur auf das Verhältnis von Familie und Gesellschaft, sondern lässt sich auch als Reflex auf veränderte Geschlechterverhältnisse begreifen. Dem Ideal der Familie, das sich an der traditionellen bürgerlichen Familie orientierte, lag der Wunsch nach einer Rückkehr zur „natürlichen“ Geschlechtertrennung zugrunde.<sup>124</sup> Während des Krieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit waren Frauen in großem Maße in die männlich konnotierte Sphäre der Arbeitswelt eingedrungen und hatten als so genannte Trümmerfrauen den Wiederaufbau aktiv in die Hand genommen. Dies wurde gemeinhin als Störung wahrgenommen. Weibliche Erwerbstätigkeit wurde generell als Problem für die Wiedereingliederung der zurückkehrenden Soldaten verstanden. Die Funktion des Mannes innerhalb der Nachkriegsgesellschaft schien folglich höchstgradig gefährdet, was dazu führte, dass auf breiter Ebene eine vermeintliche „Krise der Männlichkeit“ verhandelt wurde.<sup>125</sup> Die Krise der Familie war daher unmittelbar an die Krise des Mannes gekoppelt. Die Überwindung dieser Krisen durch die „Wiederherstellung“ der Familie sollte erreicht werden, indem Männer in die Arbeitswelt reintegriert und Frauen in den privaten Bereich der Familie zurückgedrängt werden sollten. Das zugrunde liegende Familienkonzept war klar gegendert und schrieb dem Mann die Funktion des Ernährers zu, während die Frau sich um Haushalt und Kinder kümmern sollte.<sup>126</sup> Das Phänomen der arbeitenden Frauen wurde in diesem Sinne als eine notgedrungene Ausnahme verstanden und sollte der Besinnung auf traditionell weibliche Werte weichen. Diese bestanden in der Pflege ihrer „gebrochenen“ Männer und der Hilfe bei deren Rückkehr in die Arbeitswelt.<sup>127</sup> Die Rückkehr der Frauen in die weibliche Sphäre wurde durch eine Aufwertung der Hausfrauen-Rolle unterstützt, die damit einherging, dass die gesellschaftliche Bedeutung der Frau als „Konsumexpertin“ betont wurde.<sup>128</sup> Der Prozess der Remaskulinisierung war gleichzeitig mit einer Redefinition von Männlichkeit verbunden. Die Familie war der Ort, an

---

<sup>123</sup> Ebd., S. 88 (im Original hervorgehoben).

<sup>124</sup> Vgl. Johanna Meyer-Lenz: Einleitung. Zum Plan einer Entdeckungsreise in den Geschlechterdiskurs der Nachkriegszeit mit dem Instrument der Oral History, in: dies. (Hg.): Die Ordnung des Paares ist unbehaglich. Irritationen am und im Geschlechterdiskurs nach 1945, Hamburg 2000, S. 23-56.

<sup>125</sup> Auch diese vermeintliche Krise reproduzierte ein bestimmtes Ideal der hegemonialen Männlichkeit. Vgl. zur Krise der Männlichkeit und deren Verhandlung im Film der 1950er Jahre Fehrenbach, Cinema, S. 92-117.

<sup>126</sup> Vgl. Meyer-Lenz, Einleitung, S. 39-45. Trotz des Gleichheitsgrundsatzes im Grundgesetz und dem im Jahre 1957 veränderten Familienrecht blieb dieses Familienideal bis in die 1960er Jahre politisch verankert. Vgl. hierzu auch Wiebke Kolbe: Elternschaft im Wohlfahrtsstaat. Schweden und die Bundesrepublik im Vergleich (1945-2000), Frankfurt a. M. 2002, S. 40-57.

<sup>127</sup> Vgl. Plötz, Heimkehrer, S. 61.

<sup>128</sup> Hausfrauen als „Konsumexpertinnen“ wurden in diesem Zusammenhang als Motor des Wirtschaftswunders repräsentiert. Vgl. Carter, How German Is She, S. 45-75.

dem die „alte“ militarisierte Form der Männlichkeit in die neue, zivile Form des Familienernährers überführt werden sollte.<sup>129</sup> Männlichkeit in den 1950er Jahren bedeutete nicht mehr den Kampf für das Vaterland, sondern für das Wohl der Familie.

## **5.2 Familiendiskurse in den 1960er Jahren: Brüche und Kontinuitäten**

### **5.2.1 Die Doppelrolle der Frau**

In den 1960er Jahren drohte die Vorstellung einer vermeintlich natürlichen Ordnung von männlichem Ernährer und weiblicher Hausfrau in den 1960ern an Wirkungsmacht zu verlieren.<sup>130</sup> Ein Grund dafür war der Wandel der dem Familienbild zugrunde liegenden Konzeptionen von Gender. Traditionelle Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit verloren zu dieser Zeit an Bedeutung, wurden „unscharf“ und mussten dementsprechend neu verhandelt werden.

Der Aspekt, der um 1968 innerhalb des Familiendiskurses die größte Irritation hervorrief, ist die Frage nach weiblicher Erwerbstätigkeit. Frauen, die außerhalb des Hauses einem Beruf nachgingen, waren innerhalb des rigiden Konzepts der bürgerlichen Familienordnung nicht vorgesehen und stellten damit eine Abweichung von der Norm dar, die die bestehende Ordnung der Familie und damit auch der gesamten Gesellschaft gefährdete. Zwar war auch in den 1950er Jahren ein nicht unbedeutender Teil der Frauen berufstätig gewesen,<sup>131</sup> doch erst in den 1960er Jahren standen die damit verbundenen Konzepte von Weiblichkeit zunehmend zur Disposition. In den 1950ern war die Berufstätigkeit dadurch legitimiert worden, dass sie in finanziellen Notlagen eine Ausnahme zur Existenzsicherung der Familie darstellte.<sup>132</sup> Mit dem anhaltenden wirtschaftlichen Aufschwung fiel jedoch bei vielen Familien die unmittelbare finanzielle Gefahr weg. Gleichzeitig gab es einen großen Bedarf an Arbeitskräften, der ab Ende der 1950er mit Hilfe von Teilzeitarbeit vor allem durch Frauen gedeckt werden sollte.<sup>133</sup> So entzündete sich der bereits in den 1950ern angelegte Konflikt zwischen dem propagierten Ideal der Ernährer-Hausfrau-Ehe einerseits und dem tatsächlichen Bedarf an weiblicher Erwerbsarbeit andererseits.<sup>134</sup> Dieser Konflikt führte nun in den 1960er Jahren zu einem sich wandelnden Verständnis von Weiblichkeit, das nun zunehmend weibliche Berufstätigkeit und vor allem Teilzeitarbeit beinhaltete. Dieser Entwicklung wurde jedoch stets als

---

<sup>129</sup> Vgl. Moeller, Heimkehr ins Vaterland. 427-431.

<sup>130</sup> Vgl. Paulus, Familienrollen und Geschlechterverhältnisse, S. 109ff.

<sup>131</sup> Vgl. Frevert, Umbruch, S. 643f; Moeller, Protecting Motherhood, S. 213.

<sup>132</sup> Die negative Konnotation als Abweichung von der Norm entsteht in den 1950ern besonders in Abgrenzung zur DDR, wo weibliche Erwerbsarbeit staatlich unterstützt wurde. Vgl. Gunilla-Friederike Budde: Einleitung. Zwei Welten? Frauenerwerbsarbeit im deutsch-deutschen Vergleich, in: dies. (Hg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945, Göttingen 1997, S. 7-18.

<sup>133</sup> Vgl. Oertzen, Teilzeitarbeit, S. 85-119. Interessanterweise verlor damit auch die Abgrenzung zur Familienpolitik der DDR an politischer Bedeutung. Vgl. dazu ebd., S. 346-367.

<sup>134</sup> Vgl. zu diesem Konflikt Klaus-Jörg Ruhl: Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945-1963), München 1994.

vermeintliche Gefahr für das Familienwohl wahrgenommen.<sup>135</sup> Die „Öffnung“ hin zur Berufstätigkeit, ohne eine gleichzeitige Verabschiedung von der Konstruktion eines weiblich konnotierten Haushaltes, generierte das Konstrukt der Doppelrolle der Frau: Beruf *und* Haushalt.

Vor dem Hintergrund des Konservativismus der Soziologie ist es nicht verwunderlich, dass besonders in diesem diskursiven Feld weibliche Erwerbstätigkeit stark problematisiert wurde. Wichtige Forschungsbeiträge lieferte vor allem Elisabeth Pfeil, die im Jahre 1961 eine empirische Studie über berufstätige Mütter veröffentlichte.<sup>136</sup> Als Ergebnis der Studie unterschied Pfeil zwischen verschiedenen Typen von Frauen. Neben dem traditionellen Typ der Hausmutter finde sich auch der „familienentfremdete Berufsfrauentypus“.<sup>137</sup> Da bei diesem Typus die persönliche Erfüllung im Mittelpunkt stehe, „selbst wenn es auf Kosten der Familie geht“,<sup>138</sup> befinde sich die Berufsfrau außerhalb der (traditionellen) familiären Ordnung. Für Pfeil war dieser Mutter-Typus der Ausdruck einer Verlagerung „von den notwendigen auf die lebenssteigernden Motive, [...] von der familienorientierten auf persönlichkeitsorientierte Arbeit“.<sup>139</sup> Die Berufstätigkeit werde daher vermehrt als positive Erfahrung wahrgenommen und geschehe aus „Lust zum Beruf, Freude an der Leistung, zur Ausbildung und Erweiterung der eigenen Persönlichkeit“.<sup>140</sup> Der Typus der berufsgebundenen Mutter bringe jedoch immer die Gefahr mit sich, dass weibliche Pflichten gänzlich vernachlässigt würden: „Ihre Einstellung zum Hausfrau-Sein ist kritisch, gelegentlich bis zum Horror.“<sup>141</sup> Eine völlige Loslösung aus der häuslichen Sphäre ist für Pfeil jedoch undenkbar, da Haushalt und Kindererziehung nach wie vor als weibliche Betätigungsfelder definiert werden.<sup>142</sup> So vollzog sich bei Pfeil der Versuch, ausgehend von der Drohkulisse der ausschließlich berufsorientierten Mütter, einen Weg zu finden, Berufstätigkeit in die Familienordnung zu integrieren ohne dabei traditionell weibliche Konzepte aufzugeben. Teilzeitarbeit bot eine solche Möglichkeit und wurde daher positiv besetzt: „Sie bedeutet Zeit und Kraft genug, um die mütterlichen Pflegefunktionen auszuüben, und gibt zugleich der Frau die Anregung, die sie draußen sucht“.<sup>143</sup> Eine weitere Möglichkeit war ein temporäres Pausieren der Berufstätigkeit nach der Geburt des ersten Kindes, wie es das so genannte Drei-Phasen-Modell von Viola Klein und Alva Myrdal

---

<sup>135</sup> Dies äußerte sich beispielsweise Anfang der 1960er Jahre aufkommenden Diskussion um angebliche 3 Millionen „Schlüsselkinder“. Vgl. Niehuss, Familie, Frau und Gesellschaft, S. 257ff.

<sup>136</sup> Elisabeth Pfeil: Die Berufstätigkeit von Müttern, Tübingen 1961.

<sup>137</sup> Ebd., S. 259. Vgl. zur Typologie ebd., S. 251-271.

<sup>138</sup> Ebd., S. 260.

<sup>139</sup> Elisabeth Pfeil: Die Frau in Beruf, Familie und Haushalt, in: Ferdinand Oeter (Hg.), Familie und Gesellschaft, Tübingen 1966, S. 141-175, hierin S. 152.

<sup>140</sup> Ebd., S. 151.

<sup>141</sup> Ebd., S. 154.

<sup>142</sup> Vgl. ebd., S. 167-171.

<sup>143</sup> Ebd., S. 173.

vorsah.<sup>144</sup> Dennoch wurde weibliche Berufstätigkeit als ambivalent wahrgenommen. Einerseits fördere sie eine größere Partnerschaftlichkeit der Ehepartner, andererseits bestehe die Gefahr der Überforderung. So erschienen Frauen immer in Gefahr, von der Vielzahl neuer und widersprüchlicher Erwartungen überfordert zu werden und an Weiblichkeit zu verlieren. Hier zeigt sich einmal mehr, wie der Familiendiskurs gesellschaftliche Entwicklungen auf die persönliche Ebene brachte und umgekehrt: Die gesellschaftliche „Gefahr“ weiblicher Berufstätigkeit wurde gleichzeitig auch zur Gefahr für die subjektive weibliche Identität. Weiblichkeit befinde sich, so Pfeil, in einem ungewissen Zustand, da für diejenigen, „für die es [das alte Leitbild der Hausfrau; B.S.] seine einst fraglose Gültigkeit verloren hat, [...] ein neues Bild erst noch entstehen [muss].“<sup>145</sup> Zu einem ähnlichen Ergebnis kam Eva Otto, die bei der explizit als „junge weibliche Generation“<sup>146</sup> bezeichneten Gruppe von berufstätigen Frauen und Müttern einen „Zwiespalt zwischen zwei berechtigten Ansprüchen, den familiären und den teil-familiären“<sup>147</sup> diagnostizierte. Pfeil selbst kam in einem Artikel der *Zeit* zu dem Schluss: „[D]as Bild der Frau in der Öffentlichkeit, das Bild, das der Mann von der Frau hat, wie das Bild, das sie von sich selber hat, ist ungeklärt, es ist voller Verschwommenheiten und Widersprüche.“<sup>148</sup>

Wie diese Aussage Pfeils vermuten lässt, wurden auch im nicht-akademischen Diskurs die mit der Erwerbstätigkeit einhergehenden Wandlungen von Gender-Konzeptionen massiv verhandelt. Erwerbstätigkeit wurde auch hier nicht als vollständiger Ersatz, aber vermehrt als Bereicherung eines ansonsten wenig befriedigenden Alltags der „Nur-Hausfrauen“ bewertet. Die Erweiterung des traditionellen Gender-Konzepts führte jedoch auch hier zwangsläufig in die Doppelrolle: Die Frau gehöre eben nicht vollständig in den Beruf, aber auch „nicht nur ins Haus“.<sup>149</sup> Weiblichkeit war ein umkämpftes Konzept: „es gibt konkurrierende Leitbilder, und das der Hausfrau und Mutter wird überschattet von dem der Berufstätigen.“<sup>150</sup> Wie sich bereits in der Schatten-Symbolik erkennen lässt, wurde die Dynamisierung von Weiblichkeitskonzepten nicht zwingend als Fortschritt repräsentiert. So wurde das Hausfrauen-Ideal zwar problematisiert, was besonders im Zusammenhang mit der ab 1966 in Deutschland

---

<sup>144</sup> Die Autorinnen entwarfen in ihrem breit rezipierten Buch *Women's Two Roles* einen idealen weiblichen Lebensplan und teilten in drei Abschnitte auf. Nach anfänglicher Berufstätigkeit der Frau solle der Beruf zugunsten der Kinder aufgegeben werden. Wenn diese das Erwachsenenalter erreichten, könne die Frau schließlich wieder in den Beruf zurückkehren. Vgl. Alva Myrdal u. Viola Klein: *Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf*, Köln/Berlin 1960 [1956], S. 48-66.

<sup>145</sup> Pfeil, *Die Frau*, S. 174.

<sup>146</sup> Eva Otto: Die berufstätige Ehefrau und Mutter, in: Christine Bourbeck (Hg.): *Zusammen. Beiträge zur Soziologie und Theologie der Geschlechter*, Witten 1965, S. 92-103, hierin S. 100.

<sup>147</sup> Ebd., S. 93.

<sup>148</sup> Elisabeth Pfeil: Die Frau will keine Doppelrolle spielen, in: *Die Zeit* 50, 09.12.1966, S. 55f, hierin S. 56.

<sup>149</sup> Gabriele Strecker: Eine Lösung: Beruf auf Zeit, in: *Die Zeit* 38, 21.09.1962, S.43.

<sup>150</sup> Edith Zundel: Als Hausfrau unglücklich, in: *Die Zeit* 37, 09.09.1966, S. 51.



einsetzenden Rezeption von Betty Friedans *The Feminine Mystique* zu erkennen ist.<sup>151</sup> Doch es blieb die Frage bestehen, ob Berufstätigkeit tatsächlich der weiblichen Selbstverwirklichung dienen konnte. Dem lag wiederum die Problematisierung des „eigene[n] Wesen[s] der Frau“<sup>152</sup> zugrunde, und ob sich Berufstätigkeit überhaupt mit dieser essentialistisch gedachten Wesenhaftigkeit vereinen ließ. Zwar wurde auch im *Spiegel* die Berufstätigkeit von Frauen positiv besetzt, doch nicht ohne zu betonen, dass sich „die deutsche Frau“ durch die herrschende Orientierungslosigkeit in einer Krise befinde, die sie selbst heraufbeschworen habe.<sup>153</sup> So entstehe die Orientierungslosigkeit der Frau dadurch, dass sie „aus einem Zuwenig an Lebens-Chancen in ein Zuviel geraten ist, das sie nicht zu bewältigen vermag“.<sup>154</sup> Gerade durch die ungewisse Rolle innerhalb der familiären Ordnung werde aus dieser Ratlosigkeit „das entscheidend neue Problem der heutigen Ehe“.<sup>155</sup>

Bei einer derartigen Unschärfe und „Konkurrenz“ verschiedener Konzepte von Weiblichkeit verwundert es nicht, dass sich die damit verbundenen Aussagen auch im Bereich der Frauenzeitschriften finden lassen.<sup>156</sup> Da Frauenzeitschriften in ihrer medialen Funktion „in erster Linie als Distributorinnen denn als Neuentwerferinnen von Leitbildern“<sup>157</sup> verstanden werden können, zeichnet sich besonders dieses Diskursfeld durch eine ambivalente Gleichzeitigkeit verschiedener Weiblichkeitskonzepte aus: „Frauenzeitschriften reproduzieren [...] über das Geschlecht ihres Zielpublikums das Leitbild der Modernität bis Ende der 60er Jahre in einer widersprüchlichen Weise, nämlich in seiner grundlegenden Ambivalenz zu konservativ-bewahrenden Elementen.“<sup>158</sup> So erschienen in der *Brigitte* bereits 1961 Artikel über die „zornigen jungen Frauen“,<sup>159</sup> die sich „benachteiligt, zurückgesetzt, verkümmert [fühlen], weil sie immer nur an der einen Hälfte des Lebens beteiligt sind“.<sup>160</sup> Dieser Unzufriedenheit wurde einerseits durch die zunehmende Akzeptanz von Berufstätigkeit als der „anderen Hälfte“ begegnet. So stellte die Demoskopin Elisabeth Noelle-Neumann in einem *Brigitte*-Interview die positiven Auswirkungen für das Gleichgewicht der Ehe heraus, da „die Nicht-

---

<sup>151</sup> Vgl. Betty Friedan: *Der Weiblichkeitswahn oder die Mystifizierung der Frau*, Reinbek 1966 [1963].

<sup>152</sup> Zundel, *Als Hausfrau unglücklich*, S. 51.

<sup>153</sup> So titelt *Der Spiegel* 52, 19.12.1966: „Kinder, Küche, Krise: Die deutsche Frau“. Vgl. auch den dazu gehörigen Artikel o.V.: *Grete im Wunderland*, in: ebd., S. 42-55.

<sup>154</sup> O.V., *Galeere des Glücks*, S. 28.

<sup>155</sup> Ebd., S. 26.

<sup>156</sup> Vgl. zu den in dieser Arbeit behandelten Frauenzeitschriften Dora Horvath: *Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift Brigitte 1949-1982*, Zürich 2000; Sylvia Lott: *Die Frauenzeitschriften von Hans Huffzky und John Jahr. Zur Geschichte der deutschen Frauenzeitschrift zwischen 1933 und 1970*, Berlin 1985.

<sup>157</sup> Horvath, *Bitte recht weiblich*, S. 20f. Wobei nicht vergessen werden sollte, dass sich Distribution und Produktion nicht unbedingt derart streng voneinander trennen lassen. Wichtig ist jedoch, dass Frauenzeitschriften keine fertigen Leitbilder liefern, die von einer passiven Leserschaft unhinterfragt angenommen werden.

<sup>158</sup> Ebd., S. 29.

<sup>159</sup> Ingrid Peters: *Die zornigen jungen Frauen*, in: *Brigitte* 15, 11.07.1961, S. 74.

<sup>160</sup> Ebd., S. 75.

berufstätigkeit [...] für die Frau eine Quelle der Einsamkeit und Depression“<sup>161</sup> darstelle. Andererseits reagierte die Zeitschrift auf die Drohkulisse der „zornigen jungen Frauen“, indem sie an „wahre“ weibliche Werte appellierte wurde und den Frauen den Rat gab, „nicht so burschikos“<sup>162</sup> zu sein. Auch in der *Constanze* fanden sich bis Mitte der 1960er noch Versuche, den Status der Nur-Hausfrauen wieder aufzuwerten<sup>163</sup> und die berufstätige Frau nur als „Gast im Reich der Männer“<sup>164</sup> zu betrachten. Im diskursiven Feld der Frauenzeitschriften findet sich also, analog zu den anderen untersuchten Feldern, eine deutliche Ambivalenz bei der Konstruktion von Weiblichkeit. Zwar war der Haushalt nach wie vor eindeutig als weiblicher Raum markiert, doch wurde er zunehmend auch als Grund der Isolation erkannt, unter der nicht nur das „weibliche Wesen“, sondern auch die Familie leide. Dies ging einher mit einer positiven Umdeutung „maßvoller Berufstätigkeit“,<sup>165</sup> die nicht mehr als Last, sondern immer mehr auch als Erfüllung gewertet wurde.

Die *Unverbesserlichen* lassen sich als weiteres Element dieses Diskurses verstehen. In der Serie war weibliche Berufstätigkeit ebenfalls in starkem Maße an familiäre Konzeptionen gekoppelt. Im Mittelpunkt der ersten Folgen steht hier das Spannungsfeld von Beruf und Mütterlichkeit bei Käthe und Doris. Käthe wird den ZuschauerInnen bereits in der „Vorstellungsszene“ zu Beginn der ersten Folge im Wohnzimmer an der Nähmaschine gezeigt. Ihre Berufstätigkeit wird dabei jedoch als unmittelbare Notwendigkeit legitimiert, die der finanziellen Sicherung der Familie dienen soll. Allerdings geht die Berufstätigkeit auf Kosten des familiären Zusammenhalts, wie Doris in einem Gespräch mit Käthe beklagt: „Sieh mal, du gehst den ganzen Tag nähen und wenn Papa abends müde vom Büro kommt, bist du meistens noch nicht da. Das Essen ist noch nicht fertig, dann wird sauber gemacht. [...] Gemütlich ist es bei uns doch höchstens sonntags. Und das auch nur, wenn die Maschine mal kaputt geht.“<sup>166</sup> Käthe betont jedoch, dass sie aus rein finanziellen Gründen arbeitet, die letztendlich der Familie zugute kommen: „Ich möchte mal eure Gesichter sehen, wenn meine 250 Mark im Monat fehlen würden.“<sup>167</sup> Dass es ihr dennoch schwer fällt, ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter nachzukommen, zeigt eine Szene, in der Käthe zu spät nach Hause kommt und deswegen innerhalb kürzester Zeit das Abendessen aus Konserven zubereiten muss.<sup>168</sup> Ganz

---

<sup>161</sup> Gerda Bödefeld: Ist die Ehe in Gefahr?, in: *Brigitte* 21, 13.10.1964, S. 110-117, hierin S. 112.

<sup>162</sup> Gerd Chechatz: Seid nicht so burschikos!, in: *Brigitte* 10, 12.05.1964, S. 70f.

<sup>163</sup> „Nur-Hausfrau zu sein, wie es noch vor wenigen Jahren abfällig hieß, ist plötzlich wieder eine geachtete Aufgabe!“ Gerd Mesecke: Deutschlands Frauen werden berufsmüde, in: *Constanze* 43, 22.10.1963, S. 6-9, hierin S. 6. In welchen Zeitraum diese „Ächtung“ stattgefunden habe, bleibt unklar. Es kann aber vermutet werden, dass es sich dabei um das Jahr 1961 handelt, in welchem die „zornigen jungen Frauen“ das Hausfrauen-Dasein erstmalig hinterfragten.

<sup>164</sup> Ebd., S. 8.

<sup>165</sup> Paulus, Familienrollen, S. 117.

<sup>166</sup> Folge 1, 00:06:53-00:07:07.

<sup>167</sup> Ebd., 00:07:18ff.

<sup>168</sup> Vgl. ebd., 00:35:28-00:39:08.

offensichtlich kann Käthe ihrer Doppelrolle nicht gerecht werden, was bildlich dadurch verdeutlicht wird, dass ihr nicht einmal Zeit bleibt, ihren Mantel beim Kochen auszuziehen. Der Mantel symbolisiert in dieser Szene damit ihre als unnatürlich gekennzeichnete Verbindung zum außerfamiliären Raum und „legt“ sich gleichzeitig über Käthes ursprünglichere Rolle als Hausfrau. Auch Lore, die in der Küche zuvor ihre Hausaufgaben gemacht hat, ist Käthe beim Kochen keine große Hilfe. Ihr Unvermögen, eine der elementaren Tätigkeit der Hausfrau zu verrichten, erklärt sich nicht nur durch ihr junges Alter. Sie repräsentiert vielmehr jene „junge Generation“, die durch größere Bildungschancen in die Berufstätigkeit streben und daher nicht mehr zwangsläufig an die Rolle als Hausfrau gebunden sind.<sup>169</sup> Am meisten muss in dieser Szene Kurt darunter „leiden“, der wegen der Verspätung Käthes nicht am Essen teilnehmen kann, und ihr vorwirft, dass sie niemand zur Arbeit zwingt und es lediglich an ihrer „Sucht zum Anschaffen“ liege. Doch diese Anklage Kurts und die damit einhergehende Pathologisierung ihrer Berufstätigkeit lesen sich eher als ein Reflex auf seine unter Konkurrenzdruck geratene Position als Familienernährer. Denn von Luxus ist bei den Scholzens, wie bereits erörtert, nichts zu erkennen. Besonders in der ersten Folge, die von der Handlungszeit ungefähr fünf Jahre von der zweiten entfernt ist, wirkt der soziale Status der Scholzens noch niedriger als in den folgenden Episoden. Käthes Berufstätigkeit, repräsentiert durch die alte Nähmaschine,<sup>170</sup> lässt sich daher als Ausdruck jener Diskursphase begreifen, in der die Arbeit aus einer Notlage heraus dem finanziellen Überleben der Familie diene. Die Figur Käthes liest sich als Verkörperung jener „Wiederaufbau-Mütter“, welche sich zum Wohl ihrer Familie aufopfern und deren Motiv zur Berufstätigkeit allein die Existenzsicherung der Familie ist. Sowohl ihre als auch Kurts Figur greifen daher diskursive Elemente auf, die eher den 1950er zuzuordnen sind. Entsprechend trifft Käthes Arbeit bei Kurt, der als Familienernährer seine durch den Krieg gebrochene Männlichkeit wiederherstellen möchte, auf wenig Verständnis. Der Versuch Käthes, ihren Status als Hausfrau um den Aspekt der Berufstätigkeit zu „erweitern“ muss zwangsläufig scheitern. Ihre Arbeit an der Nähmaschine als Handlung, die eine derartige Verbindung performativ herstellen könnte, scheitert gleich zu Beginn der Folge daran, dass die Maschine kaputt geht.<sup>171</sup>

Konsequenterweise tritt Käthes Berufstätigkeit ab der zweiten Folge, in der sich die Familie nicht mehr in einer existenziellen Notlage befindet und mit der Anschaffung eines Fernsehers endgültig in den 1960ern angekommen ist, in den Hintergrund. Ihr Hausfrauen-Dasein steht

---

<sup>169</sup> Vgl. zum Aspekt der Bildung Frevert, Umbruch, S. 650.

<sup>170</sup> Käthe beklagt sich über das zeitraubende alte Gerät und kauft sich von dem Toto-Gewinn in der ersten Folge ein neueres elektrisches Modell. Vgl. Folge 1, 00:58:11ff.

<sup>171</sup> Vgl. ebd., 00:05:01ff.

von nun an in Kontrast zur Berufstätigkeit ihrer Töchter, besonders von Doris.<sup>172</sup> Bereits in der ersten Folge arbeitet Doris in einem Kosmetik-Geschäft und versucht sich nebenbei noch als Bikini-Model, was sowohl innerhalb der Scholzens als auch bei ihrem Mann Helmut zu einem Skandal führt.<sup>173</sup> Dadurch wird bereits angedeutet, dass Doris ein durchaus gewandeltes und teilweise emanzipiertes Ideal von Weiblichkeit vertritt. Auch wenn für Doris die Familie und ihr Sohn im Mittelpunkt stehen, bedeutet Berufstätigkeit für sie mehr als nur eine bloße Existenzsicherung. Vielmehr hat sie ihr „Schicksal“ der Doppelrolle verinnerlicht. In der zweiten Folge will sie ihren offenbar bei der Geburt Michaels aufgegeben Beruf wieder aufnehmen, obwohl Helmut theoretisch genug verdient. Bei einem Besuch Käthes in der Wohnung des jungen Paares erklärt Doris ihre Motivation. Doris Wohnung mit moderner Einbauküche und Waschmaschine wird in dieser Szene als Kontrast zur altmodischen Wohnung der Scholzens inszeniert, in der Käthe die Wäsche noch in der Badewanne wäscht.<sup>174</sup> Die Umgebung der Küche markiert Doris zugleich als junge moderne Frau, für die der weitestgehend technisierte Haushalt nicht mehr den Lebensmittelpunkt darstellt.<sup>175</sup> Dementsprechend erklärt Doris, dass sie arbeiten gehe, damit sie sich wenigstens einmal im Jahr etwas leisten könne. In diesem Fall handelt es sich dabei um eine Reise nach Mallorca, die für Käthe einen übertriebenen Luxus darstellt: „Wenn ich mich bei euch in der Wohnung umsehe, habe ich das Gefühl, dass ihr euch andauernd etwas leistet.“<sup>176</sup> Berufstätigkeit, die zur Finanzierung dieses vermeintlichen Luxus dient, ist für Käthe ausgeschlossen: „Ist doch der reinste Quatsch, dass du durch dein Mitverdienen lauter Luxuswünsche befriedigst, um nachher mit vergammelten Nerven in Mallorca zu sitzen.“<sup>177</sup> Auf Ablehnung treffen Doris Pläne auch bei Helmut, so dass es zwischen den beiden zum Streit über die Folgen für Sohn Michael kommt. Helmut möchte nicht für den Kindergarten zahlen, wenn Käthe sich um das Kind kümmern könnte. Doris wiederum denkt, dass der Junge bei Käthe zu sehr verwöhnt wird und möchte zudem nicht derartig von ihrer Mutter abhängig sein.<sup>178</sup> Es wird deutlich, dass Doris mit ihrer eigenen Familie weitestgehend unabhängig sein möchte, nicht zuletzt, weil sich ihr Familienkonzept von jenem der Scholzens unterscheidet.

Dass dieses Familienkonzept bereits in der nächsten Folge scheitert und die Ehe geschieden wird, lässt sich sowohl auf Doris Erwerbstätigkeit als auch auf Helmut's fehlende Qualitäten

<sup>172</sup> Auf Lores Berufstätigkeit kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden und sie wird auch innerhalb der Serie kaum thematisiert. Käthes Arbeit dient in der ersten Folge nicht zuletzt der Finanzierung von Lores Abitur. In der zweiten Folge befindet sich Lore in der Ausbildung zur Sprechstundenhilfe.

<sup>173</sup> Vgl. ebd., 00:19:04-00:20:35; ebd., 00:32:00-00:33:58.

<sup>174</sup> Vgl. Folge 2, 00:39:11ff.

<sup>175</sup> Die in den 1960er Jahre einsetzende Technisierung des Haushalts war unmittelbar an den Diskurs der Doppelrolle der Frau gekoppelt. Die Erleichterung der Hausarbeit durch technische Geräte verstärkte die Ansicht, dass die Frau im Haushalt nicht mehr voll ausgelastet ist. Vgl. hierzu Lindner, Rationalisierungsdiskurse, S. 104ff.

<sup>176</sup> Folge 2, 00:17:37ff.

<sup>177</sup> Ebd., 00:17:57ff.

<sup>178</sup> Vgl. ebd., 00:06:08-00:06:51.

als Familienernährer zurückführen. In der Szene, in der es zum endgültigen Bruch zwischen den beiden kommt, flüchtet Doris zurück in die Wohnung der Eltern, weil sie vermutet, dass Helmut ein Verhältnis mit seiner Sekretärin hat.<sup>179</sup> Für Doris stellt dies den endgültigen Grund zur Scheidung dar, da die Ehe scheinbar schon seit längerem in der Krise steckt: „Zwischen mir und Helmut stimmt es doch schon seit Monaten nicht mehr. Zuerst habe ich gedacht, ich bin schuld. Ich habe aufgehört zu arbeiten, habe versucht, es bei uns wieder gemütlich zu machen, allein schon wegen Michael. Aber Helmut wollte einfach nicht.“<sup>180</sup> Doris sieht ihre eigene Schuld in der Berufstätigkeit, durch die sie sich von ihrer Familie entfremdet habe. Sie sieht sich letzten Endes in der Pflicht ihren Berufswunsch zurückzustellen, um für die nötige Gemütlichkeit im Haushalt zu sorgen. Gemütlichkeit bedeutet in diesem Sinne, den häuslichen Raum wieder zu einem weiblichen Raum zu machen: Für Helmut als Ort der Rekreation nach der Arbeit und für Michael als Ort der mütterlichen Geborgenheit. Doch auch die „Rückkehr“ in die Rolle der Hausfrau und Mutter konnte die Folgen der Entfremdung nicht mehr abwenden. Doris „Schuld“ am Scheitern der Ehe wird nur noch überschattet vom Unwillen Helmut, sich für den Erhalt der Familie einzusetzen.<sup>181</sup> Während Doris in dieser Szene durch ihre Rückkehr in die Wohnung der Scholzens nicht nur räumlich in den Kreis der Familie zurückkehrt,<sup>182</sup> wird Helmut, der kurz darauf vor der Tür steht, aus der Familie ausgeschlossen.<sup>183</sup> Doris Ehe, die innerhalb der Serie den ersten Versuch der Kinder darstellt, eine eigene Familie zu gründen, endet damit, dass sie in die „alte“ Familie zurückkehrt.

Doris lebt fortan wieder bei den Scholzens, muss jedoch als ledige Mutter wieder arbeiten gehen, während Käthe sich tagsüber um Michael kümmert. Dass diese Konstellation, bei der Käthe die Aufgaben der abwesenden Mutter übernimmt, keine „richtige“ Familie ersetzen kann, wird jedoch durch den zunehmenden Konflikt zwischen Doris und Käthes Verständnis von Mütterlichkeit deutlich. Doris, die gegenüber der überaus emotional gekennzeichneten Käthe eine rationalere Form der Erziehung Michaels vertritt, ist der Meinung, dass Käthe den Jungen zu sehr verwöhne.<sup>184</sup> Während Käthe in ihrer neuen (Groß-)Mutterrolle eine neue Erfüllung findet, wird zunehmend klar, dass Doris einerseits durch ihre Abwesenheit nicht

---

<sup>179</sup> Vgl. Folge 3, 00:19:07-00:26:06.

<sup>180</sup> Ebd., 00:20:24-00:20:34.

<sup>181</sup> So traf Doris Vorschlag der Scheidung auf wenig Gegenwehr: „Seine einzige Sorge war, nach der Scheidung keinen Unterhalt für mich zahlen zu müssen.“ Ebd., 00:20:36ff.

<sup>182</sup> Was bildlich dadurch verstärkt wird, dass wenige Minuten nach Doris Gespräch mit Kurt und Käthe auch noch Rudi und Lore ins Wohnzimmer kommen und Doris in ihrer Mitte aufnehmen und unterstützen. Vgl. ebd., 00:23:45-00:24:33.

<sup>183</sup> Vor allem Käthe duldet Helmut nicht mehr innerhalb der Wohnung: „Der kommt nicht rein, der fliegt raus.“ Ebd., 00:25:12.

<sup>184</sup> So kommt es mehrmals zum Eklat, weil Käthe Michaels Hausaufgaben erledigt, schlechte Noten bei Schularbeiten unterschreibt und Michael abends noch fernsehen lässt. Vgl. Folge 4, 00:14:00-00:15:09, 00:17:49ff und 00:42:08ff.

mehr selbst der Erziehung Michaels nachkommen kann und andererseits Käthe in Doris Augen ein veraltetes Mutterbild vertritt. Der dahinter stehende Generationenkonflikt wird in einer Szene verdeutlicht, in der Doris Rudi als einzigem von ihren Plänen erzählt sich selbständig zu machen und ihn um finanzielle Hilfe bittet.<sup>185</sup> Wieder steht Michael im Zentrum ihrer Motivation: „Die einzige Möglichkeit - ich muss zu Hause raus, schon wegen Michael. Bei Mama schafft er den Übergang zum Gymnasium nie.“<sup>186</sup> Die „Flucht“ von zu Hause und die generationale Abgrenzung werden in dieser Szene zudem dadurch unterstrichen, dass Rudi und Doris vom sonntäglichen Familientreffen verschwinden und stattdessen in einem Restaurant essen gehen. Doris Pläne scheitern jedoch, so dass der Konflikt zwischen Käthe und Doris bestehen bleibt. Während für Doris die angestrebte Selbständigkeit weiterhin dazu dienen soll, aus der Wohnung und damit aus der Großfamilie zu fliehen, stellt Käthe eben diese Pläne in Frage: „Musst du dich denn unbedingt selbständig machen?“<sup>187</sup> Offenbar hofft Käthe darauf, dass Doris und Michael so lange bei ihr bleiben, bis Doris einen Mann findet, mit dem sie wieder eine „vollständige“ Familie gründen kann.

Einen solchen Mann findet Doris schließlich in dem Architekten Jürgen Hechler, dem sie in der sechsten Folge bei der Suche nach einer Wohnung begegnet. Nach der langen Zeit als berufstätige und ledige Frau, die in ihrem sozialen Umfeld weitestgehend ausgegrenzt wurde,<sup>188</sup> hat Doris die Chance, eine neue Familie zu gründen. Jürgen, der keine Gelegenheit für einen Annäherungsversuch auslässt, stößt bei Doris zunächst auf vorgetäushtes Desinteresse. Doris, die durch die mühsame „Eroberung“ Jürgens dessen Maskulinität auf die Probe stellt, kann sich auf diese Weise wieder in ihrer Weiblichkeit bestätigt fühlen.<sup>189</sup> Verbildlicht wird dieser „Rückfall“ in eine traditionelle Form von Weiblichkeit in der Szene, in der es zum ersten Kuss zwischen den beiden kommt.<sup>190</sup> Sie zeigt Doris bei dem Versuch, ein Bild in ihrer neuen Wohnung aufzuhängen. Für Jürgen ist Doris in ihrer Rolle als Handwerkerin eine unhaltbare Situation. Dies wird verdeutlicht durch seinen Kommentar über Doris kleinen Handwerkskasten und die Aufforderung, ihm den Hammer zu überlassen. Doris entgegnet jedoch: „Als ich neulich bei Ihnen war und versuchte, uns ein Abendbrot zu machen, habe ich

---

<sup>185</sup> Vgl. ebd., 00:22:12-00:23:15.

<sup>186</sup> Ebd., 00:22:14ff.

<sup>187</sup> Folge 5, 00:48:24f.

<sup>188</sup> Doris berichtet davon, wie sie nach ihrer Scheidung von ihren verheirateten Freundinnen gemieden wird. Vgl. Folge 4, 00:1:58-00:03:56.

<sup>189</sup> Doris bringt die Treffen der beiden stets zurück auf die „geschäftliche“ Ebene und bevorzugt als Getränk Milch gegenüber Alkohol. Milch als Symbol für Mütterlichkeit ist zudem ein Zeichen für Doris Wunsch nach einer Rückkehr zur traditionellen Weiblichkeit. Vgl. Folge 6, 00:25:13-00:27:05. Vgl. für eine gendertheoretische Analyse von Milch und Alkohol Massimo Perinelli u. Olaf Stieglitz: Liquid Laughter. A Gender History of Milk & Alcohol in West-German and US Film Comedies of the 1950s, in: Gender Forum 13, 2006, online einsehbar unter [http://www.genderforum.uni-koeln.de/imagendering2/stieglitz\\_perinelli.html](http://www.genderforum.uni-koeln.de/imagendering2/stieglitz_perinelli.html) (zuletzt besucht am 23.02.2009).

<sup>190</sup> Vgl. Folge 6., 1:31:31-1:33:25.

da ein Wort über Ihr bescheidenes Küchengeschirr gemacht?“ Ebenso wie es Doris an einem Mann in ihrem Leben fehlt, der ihr bei handwerklichen Tätigkeiten hilft, fehlt es Jürgen offenbar an einer Frau, die sich um die Küche kümmert. Doris beharrt jedoch zunächst auf ihrer Selbständigkeit und behält den in dieser Szene phallisch besetzten Hammer. Doch sowohl ihre Ambitionen als auch die Stelle, wo der Nagel eingehämmert werden soll, sind offensichtlich zu hoch: Beim Versuch, auf die Couch zu klettern um die Stelle zu erreichen stürzt Doris und landet in Jürgens Armen. Hier kommt es zum ersten Kuss, der Doris Rückkehr in eine traditionelle Familien- und Genderordnung markiert. Ihre „Refeminisierung“ führt schließlich zur Hochzeit mit dem wohlhabenden Architekten und damit zu ihrer Restituierung als Mutterfigur für Michael.

Doris Wiedereingliederung in eine familiäre Ordnung ist nicht nur die Lösung ihres Konflikts zwischen Kind und Beruf, sondern stellt auch eine Entwicklung dar, die durch die Einführung einer neuen jungen Mutterfigur kontrastiert wird. Seit der fünften Folge ist Dagmar, die ein Kind von Rudi Scholz bekommt, ein fester Bestandteil der Serie. Dagmar arbeitet in einem Kindergarten und ist Vollwaise – innerhalb der Serie gleich zwei bedeutungsvolle Zeichen. Hinzu kommt, dass ihr Ersatz für einen familiären Lebenszusammenhang die Wohngemeinschaft mit der Arbeitskollegin Elke ist. Hierbei übernimmt Elke die Funktion der Hausfrau und „Ersatzmutter“: Im Gegensatz zu Dagmar sieht man sie beim Kochen und Putzen.<sup>191</sup> Zwar findet Dagmar vorübergehend eine neue Familie bei Käthe und Kurt, die sie im Gegensatz zu Rudi von Anfang an unterstützen, doch als Käthe ihr anbietet bei den Scholzens einzuziehen, entgegnet Dagmar: „Ich möchte mein eigener Herr bleiben.“<sup>192</sup> Diese Aussage fasst im Wesentlichen Dagnars Einstellung gegenüber Beruf und Familie zusammen. Sie entscheidet sich von Anfang an gegen eine Abtreibung und ist bereit, das Kind zur Not als uneheliches Kind zur Welt kommen zu lassen. Gegenüber Rudi stellt sie klar, dass sie ihn nicht nur aufgrund des Kindes und nicht „als Notlösung“<sup>193</sup> heiraten möchte. Dagnars Figur ist daher zwar äußerst familienorientiert, doch gleichzeitig nicht zuletzt durch ihren festen Beruf emanzipiert genug, um über die Bedingungen der Familiengründung selbst zu bestimmen. So verlangt sie von Rudi, dass er sich einen „richtigen“ Beruf und nicht nur einen Job sucht und finanziert ihm sogar eine Ausbildung. Als Rudi diese abbricht kommt es zur Trennung. Dagmar resümiert: „Du kannst mit meiner Art zu Leben im Grunde genau so wenig etwas anfangen, wie ich mit deiner.“<sup>194</sup> So endet die Beziehung Dagnars auf entscheidende Weise anders als die Ehe von Doris vier Jahre zuvor. Für Dagmar kommt es nicht in Betracht, ihre

---

<sup>191</sup> Vgl. Folge 5, 01:38:47ff.; Folge 7, 00:23:30ff. Ihre Mütterlichkeit kann Elke jedoch nur innerhalb der gleichgeschlechtlichen Wohngemeinschaft ausleben. Männer spielen in ihrem Leben offenbar keine Rolle.

<sup>192</sup> Folge 6, 00:06:47.

<sup>193</sup> Folge 5, 01:41:53.

<sup>194</sup> Folge 6, 1:44:40ff.

Arbeit zugunsten der Familie aufzugeben. Sie ist diejenige, die, im Gegensatz zu Rudi, einen festen Beruf hat. Ihre Unabhängigkeit von Rudi führt nicht nur dazu, dass sie einer Ehe von Anfang an skeptisch gegenüber steht, sondern auch, dass das Ende der Beziehung als eine rationale Schlussfolgerung erscheint. Da Dagmar keine Familie hat, zu der sie zurückkehren kann, findet sie erneut Unterstützung in Form der Wohngemeinschaft. Auch diese wird besonders in der letzten Folge zu einem Raum der Exklusion.<sup>195</sup> Als einzige alternative Form des Zusammenlebens in der Serie neben der Familiengemeinschaft der Scholzens (bzw. durch Doris Hochzeit nun auch der Familie Hechler), steht die Wohngemeinschaft in Konkurrenz zur Familie und bleibt durch die Trennung von Rudi als solche bestehen. Aufgrund ihrer im Vergleich zu Doris stärker emanzipierten Einstellung zur Rolle der Frau in Familie und Beruf kann Dagmar kein Teil der Familie Scholz werden. Vielmehr liest sich die Figur Dagmars besonders in der letzten Folge im Jahre 1971 als Ausblick auf eine sich anhaltend wandelnde Konzeption von Weiblichkeit. Sie ist Ausdruck einer Dynamisierung des Diskurses der Doppelrolle der Frau Ende der 1960er Jahre, die an die verstärkte Forderung nach Gleichberechtigung gekoppelt ist. Das in Dagmar zum Ausdruck kommende Gender-Konzept ist Teil dieser diskursiven Entwicklungen Ende der 1960er. Ein kurzer Rückbezug zu den diskursiven Konstellationen, in denen sich die letzten Folgen der Serie bewegen, erscheint daher sinnvoll.

Eine zunehmende Rezeption feministischer Theorie, etwa von Simone de Beauvoir und Betty Friedan, fand nun, Ende der 1960er und Anfang der 1970er, in verstärktem Maße vor allem im nicht-akademischen Bereich statt. In der *Zeit* wurde das Ideal der Nur-Hausfrau 1968 als „veraltetes Leitbild“<sup>196</sup> bezeichnet. Die Distanzierung von diesem vermeintlich alten Leitbild produzierte in erster Linie auch das Bild einer alten Generation, die eben jenem Ideal nach wie vor anhing. Diese sei „zur Unselbständigkeit im Denken und Handeln erzogen, mit dem Leitbild der Hausfrauenehe groß geworden und allzeit an wirtschaftliche Abhängigkeit vom Mann gewöhnt [...]“.<sup>197</sup> Daraus ergab sich im Umkehrschluss, dass innerhalb der jüngeren Generation weibliche Berufstätigkeit als weitestgehend „gegeben“ definiert wurde. Doch gerade durch die Akzeptanz der Doppelrolle setzte eine neue diskursive Phase ein, die sich durch eine Kritik an den bisherigen „Erfolgen“ der Gleichberechtigung auszeichnete: „Die sogenannte Emanzipation brachte der Frau keineswegs die volle Gleichberechtigung; sie brachte ihr neue Pflichten, ohne überkommene abzubauen.[...] Denn indem man ihr das eine

---

<sup>195</sup> Zuerst wird versucht Elke, Rudi den Eintritt zu verwehren. Als er erfährt, dass Dagmar einen neuen Mann kennengelernt hat, verlässt er die Wohnung. In einer späteren Szene, als Käthe zu Besuch kommt und ebenfalls von dem neuen Mann erfährt, deutet Käthes Verlassen der Wohnung den endgültigen Bruch Dagmars mit der Familie Scholz an. Vgl. Folge 7, 00:23:30-00:25:48 und 00:58:01-01:03:28.

<sup>196</sup> O.V.: Veraltetes Leitbild, in: *Die Zeit* 11, 15.03.1968, S. 61.

<sup>197</sup> O.V.: Wie im Orient?, in: *Der Spiegel* 49, 30.11.1970, S. 70-86, hierin S. 71.



gab, ohne sie vom anderen zu entlasten, blieb alles beim alten.“<sup>198</sup> Hier deutete sich jene Entwicklung an, die in den 1970ern zu einer Radikalisierung der Frauenbewegung führte.<sup>199</sup> Diese Diskursfäden nahmen auch die Frauenzeitschriften ab Ende der 1960er auf. Während bis in die Mitte des Jahrzehnts eine Gleichzeitigkeit von Weiblichkeitskonzepten das Bild bestimmt hatte, wurde fortan endgültig mit dem traditionellen Hausfrauenideal gebrochen.<sup>200</sup> In einer der letzten Ausgaben der *Constanze*, bevor sie in der *Brigitte* aufging, wurde bereits eine „neue Weiblichkeit“<sup>201</sup> verkündet, deren Vorkämpferinnen schon an den Küchentüren rüttelten, um dem „Heimchen am Herd“-Ideal zu entfliehen. Auch in der *Brigitte* wurde Berufstätigkeit als alleinige Form einer verwirklichten Gleichberechtigung repräsentiert und zudem anschaulich an einen Konflikt der Generationen geknüpft: „Millionen von Müttern wünschen ihr eigenes Schicksal – Heirat und Haushalt – guten Glaubens auch den Töchtern. Sie wissen nicht, wie lebensuntüchtig sie damit ihre Töchter machen. Ein Mädchen ohne gute Berufsausbildung ist nicht auf die Zukunft vorbereitet. [...] Die Nur-Hausfrau auf Lebenszeit stirbt aus.“<sup>202</sup> Im Jahre 1971 startete die Zeitschrift eine neue Reihe über die „Freiheit der Frau“, in deren Verlauf nicht nur die Freiheit der Ehefrau<sup>203</sup> erörtert wurde, sondern auch Themen wie Vorurteile gegenüber Frauen im Berufsleben,<sup>204</sup> gewollte Kinderlosigkeit<sup>205</sup> und die Arbeit der so genannten Weiberräte<sup>206</sup> behandelt wurden. Auch wenn die Zeitung selbst kaum als zentrales Medium feministischer Kritik gelten kann,<sup>207</sup> ist es bezeichnend, dass nun auch emanzipative Ansätze in ihnen verhandelt und produziert wurden. Dies lässt sich als Zeichen sehen, dass Anfang der 1970er emanzipative Geschlechterkonstruktionen in starkem Maße auch in populäre Diskurse hineinführten.

Was sich also in der Figur Dagmars abzeichnet, ist ein erneuter Wandel des Verhältnisses von Weiblichkeit, Beruf und Familie, das sich nicht mehr in die Familienmodelle der Scholzens integrieren lässt, damit das Außen der Familie bildet und zugleich einen neuen Möglichkeitsraum aufzeigt. Dagegen kann der Konflikt zwischen Doris und Käthe, der die Gleichzeitigkeit verschiedener Gender-Konzepte und die Akzeptanz der Doppelrolle in den 1960er Jahren anhand der Kategorie Generation hervortreten lässt, weitestgehend in die Familie inte-

<sup>198</sup> Jutta Wilhelmi: Die alte Rolle spielt sich leichter, in: *Die Zeit* 21, 23.05.1969, S. 64.

<sup>199</sup> Vgl. zum Verhältnis von traditioneller und neuer Frauenbewegung Julia Paulus u. Anne Neugebauer: „Das Ringen um die Eingliederung der Frau in eine sich wandelnde Welt“. Frauenvereine und –organisationen um 1968 zwischen ‘alter’ und ‘neuer’ Frauenbewegung, in: *Westfälische Forschungen* 48, 1998, S. 69-95.

<sup>200</sup> Vgl. Horvath, *Bitte recht weiblich*, S. 251-283.

<sup>201</sup> Waltraud Hofer-Hartmann: Die neue Weiblichkeit, in: *Constanze* 6, 03.02.1969, S. 30-35.

<sup>202</sup> Gerda Bödefeld: Nicht nur bis zur Ehe denken!, in: *Brigitte* 6, 10.03.1970, S. 196-205, hierin S. 197.

<sup>203</sup> Peter Brügge: Wie frei sind Ehefrauen?, in: *Brigitte* 3, 22.01.1971, S. 60-67.

<sup>204</sup> Cornelia Sonntag: Ihr Weg nach oben ist mir Vorurteilen gepflastert, in: *Brigitte* 4, 05.02.1971, S. 74-81.

<sup>205</sup> Betty Rollin: Man braucht keine Kinder um glücklich zu sein, in: *Brigitte* 5, 19.02.1971, S. 91-102.

<sup>206</sup> Sina Walden: Der Protest findet in aller Stille statt, in: *Brigitte* 6, 05.03.1971, S. 132-137.

<sup>207</sup> Schließlich machten die traditionell weiblichen Sparten wie Mode, Haushalt und Kochrezepte nach wie vor den Großteil des Inhalts aus.

griert und, nicht zuletzt durch Doris Rückkehr in familiäre Verhältnisse, „überwunden“ werden. Obwohl der familiäre Raum durch Doris Status als ledige Mutter zwar in einem gewissen Sinne gestört ist, bietet er dennoch einen Rahmen, in dem generationale Differenzen ansatzweise überbrückt werden können, um Doris letztlich in eine neue Familie mit Jürgen als überpotenten Ernährer zu entlassen.

### **5.2.2 Die müden Männer in der vaterlosen Gesellschaft**

In einem komplementären Modell wie dem der Ernährer-Hausfrauen-Ehe, befinden sich auch die daran gekoppelten Gender-Konzepte in einem stetigen Wechselverhältnis. In dem Maße, in dem Weiblichkeitskonstruktionen in den 1960er unscharf wurden und Frauen zum Teil männlich markierte Bereiche für sich beanspruchten, wurde nun auch die hegemoniale Männlichkeit des Familienernährers als bedroht empfunden.<sup>208</sup> Diese stellte sich traditioneller Weise über die außerhäusliche Berufstätigkeit des Vaters her und war mit der Vorstellung verbunden, dass sich der Mann außer Haus behaupten musste, um am Ende des Monats das nötige Geld nach Hause zu bringen.<sup>209</sup> Durch die größer werdende Akzeptanz weiblicher Erwerbstätigkeit konnte die Arbeitswelt nicht mehr als vorwiegend männliche Sphäre konstruiert werden. In den 1960er Jahren wurde Männlichkeit daher immer mehr über andere Räume und Tätigkeiten konstruiert. Gekoppelt an ein sich wandelndes Freizeitverhalten, gewannen traditionell männliche Bereiche wie Sport und Technik für die geschlechtsspezifische Differenzierung an Bedeutung und brachten Männern „vordem ungeahnte Möglichkeiten, ihren Geschlechtscharakter kontrastiv zu behaupten und in Szene zu setzen.“<sup>210</sup> Das Fußballstadion konstituierte sich als Raum männlichen Gemeinschaftsgefühls. Die Beschäftigung mit Technik, insbesondere mit Autos, vermochte als performative Handlung eine Form von Männlichkeit zu bewahren, die im Beruf nicht mehr in genügendem Maße gefunden werden konnte. Wie vor allem am Beispiel des Autos deutlich wird, gewannen Bereiche wie Sport und Technik vor allem quantitativ an Bedeutung. Erst im Zuge einer zunehmend nivellierten Mittelstandsgesellschaft konnten sie auf breiter gesellschaftlicher Basis zum Symbol ausgelebter und spezifisch freizeitorientierter Männlichkeit werden.<sup>211</sup>

Diese Entwicklung weist jedoch zugleich auf einen grundlegenden Konflikt von Männlichkeitskonstruktionen innerhalb des Ernährer-Hausfrau-Modells hin. Dem Prozess der Remas-

---

<sup>208</sup> Vgl. Frevert, Umbruch, S. 655-660.

<sup>209</sup> Vgl. zur symbolischen Bedeutung der Lohntüte zur Konstruktion von Männlichkeit im Arbeitermilieu in den 1960er Jahren Gabriele Sonnenschein: Der lange Abschied von der Lohntüte ... „Familienernährer“ in den 60er Jahren, in: WerkstattGeschichte 6, 1993, S. 61-71.

<sup>210</sup> Frevert, Umbruch, S. 658.

<sup>211</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang zum Thema Auto Wolfgang Ruppert: Das Auto. „Herrschaft über Raum und Zeit“, in: ders. (Hg.): Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt a. M. 1993, S. 119-161.

kulinisierung durch eine neue Form ziviler Männlichkeit war die Gefahr einer neuen Krise bereits inhärent. Das Ernährermodell schien den Mann in eine domestizierte Form der Männlichkeit zu drängen, die ihn tagsüber bei der Arbeit zur Konformität zwingt und abends die Rolle des fürsorgenden Familienvaters vorschreibt. Eine Möglichkeit, aus dem Zwang zu Konformität und Familienorientierung auszubrechen, boten alternative Männlichkeitskonstruktionen, wie jene der Halbstarcken und der Playboys, die sich an kulturellen Strömungen in den USA orientierten, aber ab Mitte der 1950er in ähnlicher Form auch in Deutschland zu finden waren.<sup>212</sup>

Innerhalb der familiären Ordnung machte sich zudem die Abwesenheit von Vaterfiguren auf mehreren Ebenen deutlich. Durch die berufsbedingte Abwesenheit von Vätern in der Familie drohte deren Vorbildfunktion für die Söhne verloren zu gehen. Als Folge des Krieges fehlte zudem in vielen „unvollständigen“ Familien der Vater gänzlich. In generationaler Perspektive führte die in den 1960ern aufkommende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus dazu, dass das Bild einer Generation der „Täter-Väter“ die Vaterfigur sowohl gesellschaftlich als auch innerhalb der Familie zu einer identifikatorischen Leerstelle werden ließ.<sup>213</sup> Diese Entwicklungen trugen dazu bei, dass innerhalb zeitgenössischer Diskurse Männlichkeit im Sinne des Ernährermodells als krisenhaft wahrgenommen wurde.

In der Soziologie der 1960er Jahre war die Thematisierung der Vaterlosigkeit allgegenwärtig und wurde meist in Verbindung mit der These des allgemeinen Funktionsverlusts der Familie gebracht.<sup>214</sup> So koppelten Dorothea-Lousie und Theodor Scharmann den „Funktionsverlust des Vaters“<sup>215</sup> explizit an dessen berufsbedingte Abwesenheit. Auch ein stärker ausgeprägtes Freizeitverhalten in Form handwerklicher Hobbys könne, so die Autoren, diesen Verlust nicht kompensieren. Dieter Claessens kam zu dem Schluss, dass zur „natürlichen“ Unvollständigkeit der Familie (durch den Krieg) die „künstliche“ hinzugekommen sei, die zu einer

---

<sup>212</sup> Vor allem im Kontext der USA ist dieser Konflikt ein gut erforschtes Phänomen, das als solches jedoch nicht nur dort existierte. Vgl. Michael S. Kimmel: *Manhood in America. A Cultural History*, New York/Oxford 2006, S. 147-169; Bill Osgerby: *Playboys in Paradise. Masculinity, Youth and Leisure Style in Modern America*, Oxford/New York 2001. Vgl. zu den Halbstarcken in Westdeutschland Uta G. Poiger: *Jazz, Rock, and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany*, Berkeley/Los Angeles/London 2000, S. 106-123.

<sup>213</sup> Vgl. Weigel, *Familienbande*, S. 123.

<sup>214</sup> Die These des Funktionsverlustes der Familie besagt in verkürzter Form, dass die moderne Kleinfamilie einen Großteil ihrer früheren Funktionen an Staat und Gesellschaft „abgegeben“ habe. Den meisten familiensoziologischen Studien der 1950er und 1960er Jahre lag diese These zugrunde. Vgl. für eine zeitgenössische Erörterung Friedhelm Neidhardt: *Die Familie in Deutschland. Gesellschaftliche Stellung, Struktur und Funktionen*, Opladen 1966, S. 57-59.

<sup>215</sup> Dorothea-Louise u. Theodor Scharmann: *Das Verhältnis von Familie, Beruf und Arbeit in ihren Sozialisationswirkungen*, in: Gerhard Wurzbacher (Hg.): *Die Familie als Sozialisationsfaktor*, Stuttgart 1968, S. 248-307, hierin S. 251.

„Amputation des Familien- und Erziehungskörpers“<sup>216</sup> führe und besonders für die Entwicklung der Söhne ein Problem darstelle.

Eines der einflussreichsten Werke, die sich auf wissenschaftlicher Basis in den Diskurs der Vaterlosigkeit einschrieben, war das Buch *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft* von Alexander Mitscherlich aus dem Jahre 1963.<sup>217</sup> Hierin versuchte Mitscherlich, psychoanalytische Theorie auf gesamtgesellschaftliche Strukturen im Sinne einer Massenpsychologie zu übertragen.<sup>218</sup> Es veranschaulicht daher in erster Linie, wie in der zeitgenössischen Wissenschaft Familien- und Gesellschaftskonzepte aneinander gekoppelt waren.<sup>219</sup> Mitscherlich bezeichnete Vaterlosigkeit, bzw. die Unsichtbarkeit des Vaters, als ein „Erlöschen des *Vaterbildes* [...], das im Wesen unserer Zivilisation selbst begründet ist und das die unterweisende Funktion des Vaters betrifft.“<sup>220</sup> Dieses Verschwinden sei wesentlich mit der Herausbildung kapitalistischer Arbeitsverhältnisse verbunden: „Die fortschreitende Arbeitsfragmentierung im Zusammenhang mit maschineller Massenproduktion und einer komplizierten Massenverwaltung, die Zerreißung von Wohn- und Arbeitsplatz, [...] hat unaufhörlich zur Entleerung der *auctoritas* und zur Verringerung der innerfamiliären wie überfamiliären *potestas* des Vaters beigetragen.“<sup>221</sup> Als Folge davon, so argumentierte Mitscherlich in den Worten des amerikanischen Soziologen David Riesman, sei der moderne Mann „other-directed“, also gruppenabhängig und konform.<sup>222</sup> Dadurch verliere der Vater zum einen den Bezug zur eigenen zunehmend abstrakten Lohnarbeit seines Berufs, die ihm zudem lediglich als „Job“ erscheine.<sup>223</sup> Zum anderen wirke sich die Abwesenheit des Vaters negativ auf dessen Verhältnis zu seinem Kind aus: „Die Identität ist für das Kind schwierig zu finden, weil es zuviel seinen Phantasien über den Vater überlassen bleibt.“<sup>224</sup> Für Mitscherlich ergab sich daraus ein verschärfter Generationenkonflikt. Der Ödipuskomplex, in der Psychoanalyse eine Grundlage für die Herausbildung von Kultur, werde dadurch gestört, dass das Kind (das bei

---

<sup>216</sup> Dieter Claessens: Die Familie in der modernen Gesellschaft, in: Ferdinand Oeter (Hg.), Familie und Gesellschaft, Tübingen 1966, S.235-266, hierin S. 262 (im Original kursiv).

<sup>217</sup> Vgl. Alexander Mitscherlich: *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*, München 1963. Das Buch fand besonders in der zweiten Hälfte der 1960er und Anfang der 1970er großen Absatz. Vgl. hierzu und für einen kurzen Abriss über die Rezeption des Buches Tobias Freimüller: Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler, Göttingen 2007, S. 263-266.

<sup>218</sup> Vgl. für eine Einordnung des Buches in das Werk Mitscherlichs Tobias Freimüller: „Selbstvergewisserung in therapeutischer Absicht“ – Alexander Mitscherlich und die „vaterlose Gesellschaft“ in der Bundesrepublik, in: José Brunner (Hg.): Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs, Göttingen 2008, S. 182-196.

<sup>219</sup> Interessanterweise lässt sich an Mitscherlichs Ansatz kritisieren, dass er Vaterlosigkeit lediglich als gesamtgesellschaftliches Phänomen versteht und dabei die „konkrete“ Vaterlosigkeit vieler Familien durch den Krieg ausklammert. Vgl. Freimüller, *Selbstvergewisserung*, S. 193f.

<sup>220</sup> Mitscherlich, *Auf dem Weg*, S. 220 (Betonung im Original).

<sup>221</sup> Ebd., S.228f. (Betonung im Original).

<sup>222</sup> Vgl. ebd., S.232f. Vgl. auch David Riesman: *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*, New York 1951. Eine deutsche Übersetzung erschien im Jahre 1956.

<sup>223</sup> Vgl. Mitscherlich, *Auf dem Weg*, S. 247.

<sup>224</sup> Ebd., S. 242.

Mitscherlich in der Regel der Sohn ist), nicht nur von seinem Vater getrennt aufwächst, sondern die Vaterfigur an sich für das Kind unbekannt bleibt. Nach Mitscherlich wachse das Kind zum „herrenlosen Erwachsenen“<sup>225</sup> auf. Auch auf gesellschaftlicher Ebene wiederhole sich das Fehlen von Vaterfiguren. Während der Nationalsozialismus nach Mitscherlich den Versuch dargestellt habe, die fehlende Vaterfigur durch eine Führerfigur zu ersetzen, erschien die Gesellschaft der Bundesrepublik insofern als eine ähnlich entartete Form, als in dieser die Führerfigur durch eine fürsorgende Mutter ersetzt worden sei: „Die passiv fordernde Einstellung zu ihm [dem Staat; B.S.] läßt [...] ein tieferes Abhängigkeitsverhältnis erraten: man legt sich ihm an wie einer Muttergöttheit mit ungezählten Brüsten.“<sup>226</sup>

Obwohl Mitscherlich sein Konzept der vaterlosen Gesellschaft in einen emanzipatorischen Kontext rückte und Vaterlosigkeit auch als ein „Mündigwerden“ verstand, bewegte er sich dabei innerhalb einer Kritik am Verfall bürgerlicher Familienwerte.<sup>227</sup> Nicht die Überwindung der Vaterfigur schien die Lösung für die dargestellten Probleme, sondern vielmehr die Reinstallation einer durch Konformität und Funktionsverlust bedrohten Männlichkeit.

Auch Karl Bednarik produzierte mit seinem 1968 erschienenen soziologischen Buch *Die Krise des Mannes* eben jenen Diskurs mit.<sup>228</sup> Das Buch gründete auf der These, dass die Gesellschaft sich, entgegen der zeitgenössischen Meinung, nicht auf dem Weg in ein Matriarchat, sondern in ein „Superpatriarchat“<sup>229</sup> befinde. Dies äußere sich darin, dass in der modernen Industriegesellschaft „immer weniger Männer für immer mehr Männer die lebenswichtigen Entscheidungen treffen können.“<sup>230</sup> Ähnlich wie bei Mitscherlich falle es, so Bednarik, dem modernen Mann aufgrund eines hohen Konformitätsdrucks schwer, seine als wesentlich verstandene Männlichkeit auszuleben.<sup>231</sup> Die Krise des Mannes war hierbei unmittelbar an den Prozess der weiblichen Emanzipation gebunden. Sie wurde jedoch nicht als Ergebnis der gewandelten Konzepte von Weiblichkeit verstanden, sondern als Folge der Effeminierung von Männern: „ein Großteil dessen, was wir als Folgen der Emanzipation ansehen, [ist] nicht durch wirkliche Emanzipation bedingt, sondern nur die Folge fortschreitender ‚Entmannung‘ der Männerwelt.“<sup>232</sup> Dass überhaupt ein Prozess weiblicher Emanzipation habe einsetzen können, sei daher die Schuld einer Gesellschaft, in der es kein maskulines Korrektiv mehr gebe: „Die alte Mannrolle [...] wird reduziert, mehr, sie scheint überhaupt hinfällig geworden

---

<sup>225</sup> Ebd., S. 421.

<sup>226</sup> Ebd., S. 382.

<sup>227</sup> Vgl. ebd., S. 459ff. Vgl. zur Ambivalenz des Konzepts auch Freimüller, Selbstvergewisserung, S. 195.

<sup>228</sup> Karl Bednarik: *Die Krise des Mannes*, Wien/München/Zürich 1968.

<sup>229</sup> Ebd., S. 49.

<sup>230</sup> Ebd., S. 50 (im Original kursiv).

<sup>231</sup> „Die Arbeitswelt verlangt den sich anpassenden, einfügsamen Mann, den Befehlsempfänger und Ausfühler [...]“. Ebd., S. 51.

<sup>232</sup> Ebd., S. 37.

zu sein, ohne daß eine neue an ihre Stelle getreten ist [...].<sup>233</sup> In diesem Sinne konnte Bednarik auch die „absurde Revolte“<sup>234</sup> von Jugendlichen, die sich seit Mitte der 1950er in Bewegungen der Halbstarken, Gammler, Hippies und Studenten zeigte, als Ergebnis eines ziellos gewordenen Drangs zu einer ausgelebten Männlichkeit erklären. Der Protest der jungen (in der Regel männlichen) Generation resultiere daher aus dem Konflikt zwischen einer zunehmend verwalteten Welt und dem Bemühen, darin genuin eigene Reviere zu erkämpfen.<sup>235</sup> Wie schon bei Mitscherlich war auch bei Bednarik Männlichkeit durch ein zu hohes Maß an Konformität in der Arbeitssphäre bedroht. Der postulierten Krise des Mannes lag dabei eine spezifische Opfer-Rhetorik zugrunde. Der männliche Funktionsverlust war stets die Folge einer als unnatürlich repräsentierten Weiblichkeit, sei es durch einen Verwaltungsstaat, der in seiner Struktur als verweichlicht wahrgenommen wurde, oder durch eine emanzipative Weiblichkeitskonzepte zulasten einer nunmehr verkümmert erscheinenden Männlichkeit. Die gesellschaftlichen Gefahren waren stets an das Bild einer jungen Generation gekoppelt, an der die „Defekte“, die die Krise bewirke, bereits erkennbar seien.

Auch in den Frauenzeitschriften wurde die Krisenhaftigkeit der modernen Männlichkeit erkannt.<sup>236</sup> Ähnlich wie im Weiblichkeitsdiskurs wurde „der“ Mann dabei zum erforschten Objekt, über das ein spezifisches Wissen produziert wurde. Ab Ende 1964 startete in der *Brigitte* eine große Reihe zum Thema „Der Mann – das große Rätsel“, die in erster Linie darauf abzielte, „den“ Mann in seiner Andersartigkeit zu erkennen und zu akzeptieren.<sup>237</sup> Gerade die Akzeptanz einer wesenhaften Männlichkeit sollten den Mann auch in der Familie wieder in seiner Position als Ehemann<sup>238</sup> und Vater<sup>239</sup> bestärken. Um seine Männlichkeit auch ausleben zu können, sei der Mann dabei auf die Unterstützung der Frau angewiesen. Auch in der *Brigitte* fanden sich eben jene Männer wieder, die im Beruf keine Erfüllung mehr finden.<sup>240</sup> Als Ausgleich dafür brauche der Mann, laut *Brigitte*, seine Bestätigung innerhalb der Familie, denn „vor sich selber, vor der Frau, vor allen als Niete dazustehen, ist für den Mann qualvoll.“<sup>241</sup> Um diese „Qual“ zu verhindern, wird Expertenwissen in Form eines namentlich nicht erwähnten Eheberaters zitiert: „Viele Ehen [...] sind in einer solchen Stunde

---

<sup>233</sup> Ebd. S. 54 (im Original teilweise kursiv). Interessanterweise entspricht dieses Bild des Rollenverlustes ziemlich genau demjenigen im Weiblichkeitsdiskurs.

<sup>234</sup> Ebd., S. 69.

<sup>235</sup> Vgl. ebd., S. 82.

<sup>236</sup> In der *Zeit* und im *Spiegel* wurde die Krise des Mannes dagegen kaum explizit verhandelt.

<sup>237</sup> In der ersten Folge wurde beispielsweise um Verständnis für die auf sexuelle Reize ausgerichtete männliche Liebe geworben. Der Mann als triebgeleitetes Wesen sei jedoch „nicht schuld daran, daß ihn die Natur so geschaffen hat.“ Ursula Lebert: Männer lieben anders, in: *Brigitte* 24, 24.11.1964, S. 50-59, hierin S. 52.

<sup>238</sup> Vgl. dies.: Er hat Angst vor der Ehe, in: *Brigitte* 1, 05.01.1965, S. 44-47.

<sup>239</sup> Vgl. dies.: Vater werden ist doch schwer, in: *Brigitte* 3, 02.02.1965, S. 60-63.

<sup>240</sup> „Was viele Frauen oft nicht wissen: die wenigsten Männer sind mit ihrem Beruf zufrieden.“ Dies.: Eine Welt für sich – sein Beruf und seine Freunde, in: *Brigitte* 4, 16.02.1965, S. 122-128, hierin S. 128.

<sup>241</sup> Ebd.

zerbrochen. Als sie ihm nämlich erbarmungslos seine Schwäche vor Augen hielt. Andere Eheleute finden in derartigen Krisenzeiten zu großer Verbundenheit, weil die Frau an den Mann glaubte [...].<sup>242</sup> Der Glaube an den Mann, unter Verzicht auf eigene Ansprüche, wurde zum Königsweg für dessen Remaskulinisierung und damit für Harmonie innerhalb von Ehe und Familie.

Die *Constanze* widmete sich nur wenige Monate später in einer Artikelserie speziell dem Phänomen der „müden Männer“. Das Ziel der Serie war klar umrissen: „Es geht darum die Männer aus einer gefährlichen Lethargie zu reißen. Sie sind dabei sich selber aufzugeben. Sie versagen als Ehemänner, Väter, als Liebhaber, Kavaliere, Kämpfer, Könner, Kerle. Wir Frauen aber wollen nicht all das verlieren, was wir an ihnen lieben: Stärke, Überlegenheit, Charakter, Autorität.“<sup>243</sup> Auch hier wurde vor der Drohkulisse der vaterlosen Gesellschaft<sup>244</sup> versucht, traditionelle Männlichkeit aufzuwerten. Die Remaskulinisierung der müden Männer war dabei zwangsläufig auf die „Hilfe“ der Frauen angewiesen. So wurde kurzerhand die Gleichberechtigung der Frau zu einem bereits erreichten Ziel erklärt und stattdessen die Emanzipation des Mannes zur neuen gesellschaftlichen Notwendigkeit.<sup>245</sup> Letztlich schien daher eine „zu starke“ Emanzipation der Frauen der Grund für den fehlenden Willen der Männer, männlich zu sein.

Die Tatsache, dass sich Frauenzeitschriften mit dem Thema der krisenhaften Männlichkeit beschäftigten, macht zwei wesentliche Aspekte deutlich. Zum einen zeigt sie die Relationalität von Gender-Konzepten: Die Ambivalenz zeitgenössischer Weiblichkeitskonstruktionen führte zeitgleich zu einer Problematisierung von Männlichkeit. Zum anderen zeigt sich, wie auch innerhalb der vorwiegend auf Frauen ausgerichteten Zeitschriften in starkem Maße traditionelle Weiblichkeitskonzepte durch den Bezug auf das normative Ideal hegemonialer Männlichkeit produziert wurden. Die Ausrufung der Krise erscheint hier einmal mehr als Ausdruck einer essentialistischen Gender-Ordnung, deren vermeintliches Gleichgewicht als gestört wahrgenommen wurde. Gleichzeitig lassen sich in keinem der untersuchten Diskursfelder Anzeichen einer „Überwindung“ der Krise finden. Vielmehr deutet vieles darauf hin, dass die Krise als andauernde Störung konstruiert wird, die gerade dadurch hegemoniale Männlichkeit immer wieder aufs Neue herstellt.<sup>246</sup>

---

<sup>242</sup> Ebd.

<sup>243</sup> O.V.: Die Männer sind müde!, in: *Constanze* 17, 20.04.1965, S. 32f., 60-68, hierin S. 32.

<sup>244</sup> Ein Artikel der Serie berief sich dabei explizit auf Mitscherlich und ließ diesen zu Wort kommen. Vgl. o.V.: Sie sind keine Vorbilder mehr, in: *Constanze* 20, 21.05.1965, S. 32f, 56-63. Die vaterlose Gesellschaft wurde in einer späteren Ausgabe erneut aufgegriffen. Vgl. o.V.: Es gibt keine Väter mehr, in: *Constanze* 1, 01.01.1968, S. 32f, 56-63.

<sup>245</sup> „Wenn aber, wie wir festgestellt haben, der Mann heute schwächer ist als die Frau, so ist das größte Problem der Gegenwart nicht mehr so sehr die Emanzipation der Frau, sondern die der Männer.“ O.V., Die Männer sind müde, S. 68.

<sup>246</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang abermals Martschukat/Stieglitz, Es ist ein Junge, S. 81-90.

So werden auch bei den *Unverbesserlichen* nahezu alle männlichen Charaktere als krisenhaft inszeniert. Die Männer, so scheint es, befinden sich innerhalb der Serie in einer Dauerkrise, allen voran die Hauptcharaktere Kurt und Rudi. Beide sind im Lauf der Serie fast ständig verletzt, krank, haben keinen festen Beruf oder werden im Sinne Mitscherlichs „unsichtbar“ für den Rest der Familie. Dennoch findet sich auch hier eine spezifisch generationale Differenz zwischen beiden Formen der Krise.

Vater Kurts Figur lässt sich als Personifizierung eines „müden Mannes“ lesen. Zwar hat er innerhalb der Familie in seiner Position als Familienoberhaupt theoretisch die höchste Autorität, doch in seiner konkreten Ausgestaltung kommt diese nur äußerst selten zum Ausdruck.<sup>247</sup> Allein durch die Inszenierung der Serie und deren Fokus auf den weiblich konnotierten Familienraum wird deutlich, dass er nicht im Zentrum der Familie steht. Seine Funktion innerhalb der Familie ist hauptsächlich jene des Ernährers und das einzige Mittel, mit dem er seine Männlichkeit herzustellen vermag, ist die Verfügung über das Geld der Familie.<sup>248</sup>

Umso folgenschwerer ist daher Kurts Pensionierung in der zweiten Folge. Noch bevor Kurt davon erfährt, lassen sich Vorzeichen erkennen, die auf seinen gefährdeten Status hinweisen. So geht der Pensionierung eine starke Erkältung voraus, die als Krankheit bereits auf körperlicher Ebene auf die bevorstehende psychische Belastung hinweisen. In einer Szene, in der Kurt nach dem Schlafengehen von der Erkältung berichtet, zeigen sich zwei wichtige Aspekte.<sup>249</sup> Zum einen springt Käthe sofort auf und reibt Kurts Brust gegen seinen Willen mit Medizin ein. Käthes übertriebene Bemutterung geht in diesem Fall über ihre traditionelle Rolle als pflegende Ehefrau hinaus und gibt einen Hinweis auf das gestörte Machtverhältnis, das Kurt als versehrten Mann zur Unselbständigkeit zwingt und ihm jeglicher männlicher Autorität beraubt. Daraus erklärt sich zum anderen, warum Kurt, gegen Käthes Willen, am nächsten Tag trotz Krankheit zur Arbeit gehen möchte. Der Akt der Berufsausübung ist für ihn konstitutives Element, um sich als männlicher Ernährer der Familie zu behaupten. Ein Ausbleiben dieses Aktes würde ihn dauerhaft als jenen unmündigen, effeminierten Mann hinterlassen, den er in dieser Szene bereits verkörpert.

Daher verwundert es auch nicht, dass Kurt, dessen Pensionierung zu seinem 65. Geburtstag unmittelbar bevorsteht, einen Antrag auf Arbeitsverlängerung eingereicht hat. In einer späteren Szene, die Kurt in seinem Büro zeigt, erfährt er jedoch vom Personalchef Herrn Schöllner,

---

<sup>247</sup> Vgl. hierzu auch Beile, *Frauen und Familien*, S. 268f.

<sup>248</sup> So erfährt man in der ersten Folge, dass er über Käthes Haushaltsgeld bestimmt. Außerdem verheimlicht er der Familie eine Gehaltserhöhung, um auf ein Auto sparen zu können. Als er schließlich vom Toto-Gewinn in der ersten Folge eins kauft, hat Kurt bereits auf der ersten Fahrt einen Unfall und kommt verletzt nach Hause. Vgl. Folge 1, 00:47:51ff.

<sup>249</sup> Vgl. Folge 2, 00:28:22-00:29:47.



dass dieser Antrag abgelehnt wurde.<sup>250</sup> Der männlich konnotierte Raum der beruflichen Sphäre offenbart an dieser Stelle die spezifische Hierarchie, in der Kurt die Position des konformen und zudem auswechselbaren Angestellten einnimmt. In einer der seltenen *Close-up* Aufnahmen der Serie, die die Tragik der Situation zusätzlich betont, fragt Kurt: „Sind sie mit mir nicht mehr zufrieden? Haben sie irgendeinen Grund zu einer Beanstandung?“<sup>251</sup> Diese Unterwürfigkeit wird wenig später dadurch unterstrichen, dass Kurt Herrn Schöllner Feuer für seine Zigarre gibt.<sup>252</sup> Kurts niedrige Position ist nicht zuletzt auch Grund für die Ablehnung des Antrags. So deutet Herr Schöllner darauf hin, dass erst ab der Position des Prokuristen jemand „unersetzlich“ für den Betrieb sei.<sup>253</sup> Kurts Pensionierung ist zudem mit der Symbolik einer generationalen Abfolge aufgeladen, da Kurt durch einen neuen jungen Mitarbeiter ersetzt wird. Der neue Buchhalter, der von Kurt bis zu dessen Pensionierung eingearbeitet werden soll, rückt damit in Kurts Position nach. Herr Schöllner betont, dass der Wechsel lediglich durch Kurts Alter bedingt sei, und lässt die Pensionierung damit als einen natürlich-biologische Vorgang erscheinen.

Kurt, der mit diesem Identitätsverlust nicht fertig wird, verheimlicht seine Pensionierung vor der Familie. Um weiterhin seine Berufstätigkeit vorzutäuschen, geht er morgens aus dem Haus, irrt jedoch, ohne weiterhin einen identitätsstiftenden Raum zu haben, durch die Straßen oder geht ins Kino. Die Ungewissheit, die diese Situation auch für seine geschlechtliche Identität bedeutet, verbildlicht eine Annonce für einen Job als Prospektverteiler, den Kurt zwischenzeitlich annimmt: „Ausgezeichneter Verdienst – auch für Hausfrauen und Rentner.“<sup>254</sup>

Kurts Täuschung fliegt schließlich auf, als Käthe Kurt zu seinem Geburtstag eine neue Tasche für die Arbeit schenkt. Da Kurt aus Gewohnheit die alte mitnimmt, in der sich nicht die von Käthe geschmierten Butterbrote befinden, fährt Käthe in sein Büro und trifft lediglich Kurts Nachfolger an. Die alte Tasche verbildlicht damit Kurts fehlendes Vermögen, seine alte Rolle aufzugeben und sein neues Dasein als Rentner zu akzeptieren. Wie sehr er zudem mit seinem Beruf seine Position innerhalb der Familie und vor Käthe herstellt, zeigt das darauf folgende „Krisengespräch“ zwischen den beiden.<sup>255</sup> Kurt sieht sich als Opfer von zu hohen Ansprüchen an ihn, die er als einfacher Buchhalter in seinen Augen nicht erfüllen konnte: „In deinen Augen war ich doch immer viel mehr als ich wirklich war. [...] Jede Frau, die ihren

---

<sup>250</sup> Vgl. ebd., 00:33:57-00:39:11.

<sup>251</sup> Ebd., 00:37:21ff.

<sup>252</sup> Vgl. ebd., 00:38:04ff.

<sup>253</sup> Auf Kurts Frage, warum ein anderer Mitarbeiter auch mit 67 noch im Betrieb arbeitet, entgegnet der Herr Schöllner, dass jener Mitarbeiter Prokurist sei. Vgl. ebd., 00:37:36ff.

<sup>254</sup> Vgl. ebd., 00:51:29.

<sup>255</sup> Vgl. ebd., 00:50:57-01:03:54.

Mann liebt, glaubt er kann Bäume ausreißen. [...] Wo ist denn nun der Prokurist?“<sup>256</sup> Kurt bringt damit die krisenhafte Männlichkeit des konformen Mannes in niedriger Position zum Ausdruck, der nicht nur selbst unter seiner defizitären Identität leidet, sondern auch unter dem zusätzlichen Druck, den er gegenüber Käthe empfindet. Damit reproduziert die Szene jenen diskursiven Kontext, in welchem das Bild des Ernährers um das des entfremdeten Mannes erweitert wird, der durch die Unterstützung der Frau in die Familie reintegriert werden soll. Die Pensionierung nimmt ihm jedoch diesen letztlich wesentlichen Teil seiner männlichen Identität: „Ich bin doch noch nicht verbraucht! [...] Was mach’ ich morgen, übermorgen, nächste Woche? Da hilf mir!“<sup>257</sup> Zwar versucht Käthe ihm zu helfen, indem sie ihn kaputte Radios reparieren lässt. Doch Kurts Position innerhalb der Familie muss nach der Pensionierung ständig neu hergestellt werden und bleibt krisenhaft.

So leidet er in der vierten Folge unter Schmerzen im Bauch, die ihn schließlich ins Krankenhaus bringen. Der eigentliche Konflikt liegt jedoch darin begründet, dass Käthe ihn mit seinem Leiden bis zur Einlieferung ins Krankenhaus nicht ernst nimmt.<sup>258</sup> So liest sich Kurts Krankheit als Ausdruck einer versehrten Männlichkeit. Kurt, der nun seine Autorität nicht mehr wie früher über den Beruf herstellen kann, gerät in Konflikt mit Käthe, die innerhalb der häuslichen Sphäre die dominante Position einnimmt. Anstatt Kurt in seiner Position als Ehemann und Vater zu bestätigen, kümmert sie sich ausschließlich um die Probleme der Kinder. Dies wird in einer Anklage Kurts deutlich: „Du kümmerst Dich nur um alle anderen. Um mich überhaupt nicht. Ich lauf’ doch nur noch nebenher!“<sup>259</sup> Erst als Kurt im Krankenhaus liegt und seine vermeintlich letzten Worte an die am Krankenbett sitzende Käthe richtet, wird deutlich, dass Kurt nunmehr als remaskulinisierte Vaterfigur zurückkehren wird.<sup>260</sup> Das in dieser Szene überfüllte und chaotische Krankenzimmer weist in seiner Bildsprache nicht zufällig eine bezeichnende Ähnlichkeit mit einem Kriegslazarett auf. Vielmehr stellt diese Szene eine Kontinuität zwischen der Krise der modernen „müden“ Männer und jener der Kriegsheimkehrer her. Analog zur Remaskulinisierung letzterer bedürfen auch die „müden“ Männer der 1960er Jahre einer pflegenden und unterstützenden Ehefrau, die dem Mann seine Rückkehr in die Familie ermöglicht. Von tatsächlicher Vaterlosigkeit bedroht, erkennt daher nun auch Käthe, dass sie den in seiner Männlichkeit gebrochenen Kurt in seiner Rolle

---

<sup>256</sup> Ebd., 01:01:24-01:02:32.

<sup>257</sup> Ebd., 01:03:24ff.

<sup>258</sup> Dies äußert sich beispielsweise in Käthes Kommentar: „Weißt Du was Deine ganze Krankheit ist? Zur einen Hälfte ist das Einbildung und zur anderen Hälfte ist’s, weil Du andauernd auf diesen Bauch draufdrückst.“ Kurt resigniert an dieser Stelle: „Schon gut, schon gut. Von mir wirst Du nichts mehr hören.“ Folge 4, 00:29:27-00:30:25.

<sup>259</sup> Ebd., 00:59:09ff. In dieser und der folgenden Szene ist Kurt das einzige Mal im Lauf der Serie stark betrunken. Das verdeutlicht zum einen, dass er sich „Mut antrinken“ muss, um Käthe die Wahrheit über seine Krankheit zu erzählen. Zum anderen führt der damit einhergehende Kontrollverlust dazu, dass Käthe sich im wahrsten Sinne endlich um Kurt kümmert. Vgl. ebd., 01:00:30-01:02:47.

<sup>260</sup> Vgl. ebd., 01:14:16-01:20:30.

als Familienvater bestärken muss: „Kurt, Du darfst Dich doch jetzt nicht aufgeben. Du musst doch den Willen haben, gesund zu werden. Wir brauchen Dich doch: Michael, die Kinder und ich.“<sup>261</sup>

Dennoch kehrt diese Thematik auch in späteren Folgen wieder. In der sechsten Folge erhält Kurt die Möglichkeit, der kürzlich verwitweten Frau Urban bei der Buchhaltung ihres Lebensmittelgeschäfts zu helfen. Kurt findet in dem Geschäft jedoch eine zunehmende berufliche Erfüllung und übernimmt schließlich die Leitung, um mit neuem Konzept auch neuen Wind in das schlecht laufende Geschäft zu bringen. Nunmehr von männlichem Tatendrang beflügelt, findet er in Frau Urban die Frau, die ihn darin auch bestätigt. Von ihr bekommt er fortan nicht nur das Abendessen gekocht und gelegentlich ein Glas Korn, sondern schließlich als Geschenk für seine Mühen einen Anzug von ihrem verstorbenen Mann.<sup>262</sup> Der Anzug wird damit zum Symbol für Kurt, dass er nun der neue Mann in Frau Urbans Leben ist. Kurt hat damit eine neue Familie gefunden, in der er durch seinem neuen „Beruf“ nachgehen kann und als Mann im Mittelpunkt steht. Diese Neuorientierung wird auch durch die räumliche Inszenierung verdeutlicht, da Kurt sogar den Sonntag in Frau Urbans Wohnung verbringt und auch seine familiären Gewohnheiten wie Abendessen, Fernsehen und das Verfolgen der Toto-Ziehung, die sonst die Familienordnung der Scholzens performativ herstellen, in ihre Wohnung verlegt.<sup>263</sup> Seine Motivation hierfür ist die fehlende Bestätigung durch Käthe: „Meine Frau, die ist seit 30 Jahren mit den Kindern verheiratet. Die vermisst mich nicht.“<sup>264</sup> Auch gegenüber Käthe macht er klar, dass er einen neuen familiären Raum gefunden hat, in dem ein „normaleres“ Geschlechterverhältnis herrscht: „Hier gefällt’s mir nicht mehr. Ich muss Dir leider was sagen, Käthe. Ich weiß erst seit jetzt wie das ist, wenn man von einer Frau verwöhnt wird.“<sup>265</sup> Der Konflikt mit Käthe erhärtet sich zunächst, weil diese ihn erneut nicht ernst nimmt.<sup>266</sup> Doch auch in dieser Folge macht Käthe eine Wandlung durch, was sie schließlich dazu veranlasst, Frau Urban zur Rede zu stellen. Diese erklärt jedoch, dass sie ihren Laden verkaufen will und kein Interesse an einer Beziehung zu Kurt hat. Der Rückkehr Kurts in den Raum der Familie Scholz steht damit nichts mehr im Weg und wird von ihm konsequenterweise mit der Frage „Kann ich was zu essen haben?“<sup>267</sup> eingeleitet. Trotz seiner Rückkehr macht er damit klar, dass diese an die Anerkennung Kurts als „Herr im Haus“ gebunden ist. Darüber hinaus betont er, dass er nach dem Auszug der Kinder in eine

---

<sup>261</sup> Ebd., 01:19:44ff.

<sup>262</sup> Vgl. Folge 6, 00:36:30-00:38:38.

<sup>263</sup> Vgl. ebd., 00:54:36-00:59:00.

<sup>264</sup> Ebd., 00:57:46ff.

<sup>265</sup> Ebd., 01:05:38ff.

<sup>266</sup> Käthe bemerkt spöttisch: „Mein Gott, das ist ja schon kein zweiter Frühling mehr, das ist ja schon der dritte. Aber vergiss nicht, so ein dritter Frühling ist meistens ein Frühling der Phantasie. [...] In deinem Alter, da macht man keine Eroberungen mehr, da macht man sich höchstens lächerlich.“ Ebd., 00:44:17ff.

<sup>267</sup> Ebd., 01:27:52ff.

kleinere Wohnung ziehen möchte. Die neue Familienordnung von Kurt und Käthe, die auf einer ausgeglichenen Gender-Relation basieren soll, ist damit an einen neuen familiären Raum geknüpft.

Während Kurts krisenhafte Männlichkeit auf diese Weise stets innerhalb der Familie wiederhergestellt wird, gelingt dies bei Rudi nicht im gleichen Maße. Für Rudi stellt sein „richtiger“ Beruf bei der Post keine befriedigende Beschäftigung dar. Dagegen ermöglicht die angestrebte Fußballkarriere nicht nur den sozialen Aufstieg, sondern auch die Möglichkeit eine körperlich-kämpferische Form der Männlichkeit auszuleben, die zudem in Form des Star-Daseins eine freizügige Sexualität verspricht. Ein Gespräch zwischen Kurt und Rudi über die geplante Kündigung bei der Post verdeutlicht den Generationenkonflikt, der Rudis Karriere zugrunde liegt.<sup>268</sup> Im Gegensatz zu Kurt findet Rudi in seinem Beruf keine Erfüllung: „Sag mal, was bin ich denn bei der Post? Eine Null hinterm Komma. Das schmeckt mir einfach nicht.“<sup>269</sup> In Kurts Augen dagegen bedeutet der Beruf bei der Post in erster Linie eine gesicherte Existenz, die seiner Meinung nach im Fußball nicht zu finden ist. Die Einstellung, in der er Rudi die „Gefahren“ der Fußballkarriere aufzählt, ist bezeichnend für den Konflikt: Kurt lehnt dabei am Fernseher, während auf dem Bildschirm eine Fußballübertragung läuft.<sup>270</sup> Kurt als Figur väterlicher Autorität signalisiert in diesem Fall den Weg in eine konforme Männlichkeit. Dies wird kontrastiert durch die Bilder im Fernsehen, die eine Projektion von Rudis Wunsch nach Erfolg und Berühmtheit darstellen. Der Fernseher erfüllt hier seine Funktion als Fluchtlinie in das Außerfamiliäre – als Wunsch nach einer nonkonformen, kämpferischen Männlichkeit, die Rudi zwangsläufig aus dem Inneren der Familie hinausführt. Und so kommt es schließlich am Ende der Szene dazu, dass Kurt eine Kündigung Rudis mit einem Auszug aus der Wohnung sanktionieren will. Rudis „Auflehnung“ gegen seinen Vater wird wiederum dadurch bestärkt, dass Kurt im Laufe der Folge wegen seiner Pensionierung nicht mehr die Rolle der autoritären Vaterfigur erfüllen kann. Im Angesicht seiner eigenen Ersetzbarkeit ermutigt er Rudi sogar später dazu, sich nach oben zu kämpfen.<sup>271</sup> Rudis Entscheidung zur ungesicherten Fußballkarriere wird damit eine indirekte Folge seiner Vaterlosigkeit.<sup>272</sup>

Obwohl Rudis Karriere immer wieder von Rückschlägen begleitet ist, nimmt sein Erfolg bis zur fünften Folge kontinuierlich zu. Bereits in der dritten Folge kann er sich ein Auto leisten

---

<sup>268</sup> Vgl. Folge 2, 00:13:38-00:16:22.

<sup>269</sup> Ebd., 00:14:08ff.

<sup>270</sup> Vgl. ebd., 00:14:23ff.

<sup>271</sup> „Aber merk’ Dir eins, Rudi: Ellenbogen. Gebrauche Deine Ellenbogen! Dann bist Du wer.“ Ebd., 00:43:57.

<sup>272</sup> Bezeichnend in diesem Zusammenhang ist eine Szene, in der Käthe Rudi zur Vernunft bringen möchte und Kurt um Hilfe bittet. Dieser hat jedoch kurz zuvor von seiner Pensionierung erfahren und leidet zu sehr darunter, als dass er die Kraft hätte, sich um familiäre Angelegenheiten zu kümmern. Käthes Kommentar dazu: „Und Du sitzt da und sagst kein Wort. Naja, wenn man jemanden mal braucht.“ Ebd., 00:45:31ff.

und fängt an, sich als partnerschaftlich ungebundener und sexuell freizügiger Playboy zu inszenieren.<sup>273</sup> Sowohl seine berufliche Entwicklung als auch seine sexuelle Freizügigkeit geraten dabei immer stärker in Konflikt mit den Ansichten von Kurt und Käthe. Die Serie recurriert an dieser Stelle auf jene diskursive Formation, in der Sexualität explizit als distinktives Merkmal für eine Abgrenzung von der Eltern-, bzw. „Täter“-generation verstanden wurde.<sup>274</sup> Als sich Rudi in der vierten Folge nachts in das Zimmer der französischen Austauschschülerin Monique schleicht und mit ihr Wein trinkt, beendet Käthe das Rendezvous mit einer Ansprache gegen Rudis Lebenswandel: „Ist doch schlimm genug, dass du nicht weißt, was Verantwortung ist. Sonst würdest du doch nicht mit sieben Weibern auf einmal ’rumziehen. Jeden Tag eine andere. [...] Wird wirklich Zeit, dass er sich endlich mal ein anständiges Mädchen sucht.“<sup>275</sup> Wie sehr Rudis überaktive Sexualität auch an seine Fußballkarriere gekoppelt ist, zeigt die Tatsache, dass auch letztere in der gleichen Folge in die Kritik gerät. Kurt wirft Rudi vor, sich beim Fußball zum Negativen verändert zu haben und zu brutal zu spielen. Er bittet Käthe darum, keine 50 DM-Scheine mehr von Rudis Prämie anzunehmen, weil diese ihm zu „unsauber“ seien.<sup>276</sup> Rudis Entwicklung markiert zu diesem Zeitpunkt den endgültigen Bruch mit den durch Kurt und Käthe verkörperten moralischen Werten der „kleinen Leute“. Rudis Männlichkeit, sowohl in Bezug auf Sexualität als auch in seinem Beruf, wird von der bürgerlichen Moral der Eltern kontrastiert. Zwar wird Rudis Einstellung nicht gänzlich verworfen, da auch Kurt und Käthe finanziell von Rudis Karriere profitieren könnten. Doch seine Figur bedarf, so scheint es, eines moralischen Korrektivs und damit einer Rückführung in die familiäre Ordnung.

Bereits in der nächsten Folge erweist sich Rudis Karriere endgültig als utopischer Wunschtraum, der sich in Luft auflöst. Auf der einen Seite wird er durch die Schwangerschaft Dagmars in eine monogame Beziehung „gedrängt“, auf der anderen Seite beendet eine schwere Verletzung endgültig seine Laufbahn als Fußballer. Erneut sind beide Ereignisse unmittelbar miteinander verbunden. Da Rudi sich am Telefon stets verleugnen lässt, kommt Dagmar persönlich in die Wohnung der Scholzens, um Rudi von der Schwangerschaft zu erzählen.<sup>277</sup> Für Rudi bedeutet die Schwangerschaft in erster Linie eine berufliche Einschränkung, die er nicht akzeptieren will: „Um nach oben zu kommen, muss ich Risiken eingehen können. Und

---

<sup>273</sup> Beispielsweise deutet Kurt an, dass er mit den Namen von Rudis Freundinnen nicht mehr mitkommt. Vgl. Folge 3, 00:03:32. In einer späteren Szene kokettiert er mit einer Freundin von Lore. Auf Lores Kommentar, dass er sich doch in festen Händen befinde, entgegnet er: „Alles relativ.“ Ebd., 00:07:29ff.

<sup>274</sup> Wie Dagmar Herzog nachweisen konnte, imaginierte die Forderung der „68er“ nach sexueller Befreiung, die sich auch in Rudis Figur artikuliert, fälschlicherweise das Bild einer Kontinuität (post)nazistischer sexueller Repression, die ihren vermeintlichen Ausdruck im Konservatismus der Elterngeneration fand. Vgl. Dagmar Herzog: *Sex after Fascism, Memory and Morality in Twentieth-Century Germany*, Princeton/Oxford 2005, bes. S. 6f.

<sup>275</sup> Folge 4, 00:27:37ff.

<sup>276</sup> Vgl. ebd., 00:45:32ff.

<sup>277</sup> Vgl. Folge 5, 00:21:41-00:24:32.

das kann ich nicht mit Frau und Kind im Gepäck. [...] Um auf Nummer sicher gehen zu können hätte ich auch bei der Post bleiben können. [...] Ich kann mir keine Familie erlauben.<sup>278</sup> Rudi wehrt sich damit strikt dagegen, seine bisherige Lebensweise aufzugeben und innerhalb einer monogamen Beziehung die Rolle des Vaters anzunehmen. Erst nach einer folgenschweren Verletzung an der Achillessehne findet sich Rudi mit der Vaterschaft ab. Wie schon bei Kurt ist es erneut die körperliche Versehrtheit, die letztlich einen vorangegangenen Zustand „defizitärer“ Männlichkeit kuriert und die Remaskulinisierung in die Vaterrolle fördert. Dem geht allerdings eine Phase der Regression voraus, in der Rudi wieder zu Hause einzieht, um sich von Käthe pflegen zu lassen.<sup>279</sup> Diese wird durch ein Vater-Sohn Gespräch beendet, in dem Kurt dem desillusionierten Rudi seine familiäre Verantwortung deutlich macht.<sup>280</sup> Auf Rudis Vorwurf, Kurt habe in seinem Leben nie Risiken eingehen wollen, entgegnet dieser: „Richtig, ich hatte nämlich Familie, weißt du? Und vor allem: ich hatte Verantwortungsgefühl – was du nicht hast. Du hast dich immer nur gedrückt. Aber damit ist es jetzt aus, mein Lieber.“<sup>281</sup> Rudis zunehmende Akzeptanz Kurts als Vater und Vorbild hat damit zur Folge, dass er nun auch sich selbst seiner eigenen Vaterfunktion stellen kann. Doch aus bereits erörterten Gründen stößt er mit seiner späten Reue bei Dagmar zunächst auf wenig Verständnis.

Während Rudi in der fünften Folge schließlich bereit ist, einen Weg in die familiäre Ordnung zu finden, erscheint seine Vaterrolle zum Ende der Serie erneut bedroht. Wie bereits deutlich wurde, dreht sich die Beziehung zwischen Dagmar und ihm stets um Rudis fehlende Qualitäten als Familienernährer, da er keinen festen Beruf hat. Seinen Job als Autoverkäufer verliert er, weil er einen alten Mann mit dem Auto anfährt und den Führerschein entzogen bekommt. Eine begonnene Ausbildung als Programmierer bricht er schließlich ab, um sich erneut dem Fußball zu widmen – diesmal als Trainer. In der siebten Folge macht er die dazu gehörige Ausbildung in Köln. Seine räumliche Entfernung geht dabei mit einer familiären Entfremdung einher. Während seine Beziehung zu Dagmar schon aufgrund der neuen Ausbildung scheitert, bricht er nun auch mit seiner Funktion als Vater. Die entsprechende Szene ist aufschlussreich: Im Flur von Dagmars Wohnung steht er vor ihrer Mitbewohnerin Elke, die ihn nicht rein lassen will, während er aus dem Wohnzimmer die Tochter „Onkel Klaus“ rufen hört.<sup>282</sup> Die Ausrufung des fremden Namens macht deutlich, dass Rudi nicht nur räumlich für

---

<sup>278</sup> Folge 5, 00:23:09ff.

<sup>279</sup> Vgl. ebd., 00:51:26ff.

<sup>280</sup> Kurt ist an dieser Stelle zwar selbst zum „unsichtbaren“ Vater geworden, weil er durch den Verlust seines ersparten Geldes dazu gezwungen ist, Tag und Nacht als Prospektverteiler und Nachtportier zu arbeiten. Doch diese Form der Abwesenheit wird als „Kampf für die Familie“ legitimiert und kontrastiert Rudis fehlenden Antrieb nach der Verletzung.

<sup>281</sup> Ebd., 01:17:42ff.

<sup>282</sup> Vgl. Folge 7, 00:24:40-00:25:48.

seine Tochter abwesend ist, sondern seine Position bereits jemand anderes übernommen hat. Auch innerhalb der Familie Scholz ist eine Entfremdung erkennbar. Rudi kommt zu spät zu Doris Hochzeit und trägt zudem eine Sonnenbrille im Standesamt, weil er ein blaues Auge hat.<sup>283</sup> Offensichtlich hat Rudi, im Gegensatz zu Kurt, auch am Ende der Serie nicht zu einer hegemonialen Männlichkeit gefunden. Zwar ist er nicht im gleichen Maße wie Dagmar von der Familie Scholz ausgeschlossen, doch auch seine Figur verweist auf einen außerfamiliären Möglichkeitsraum. Dieser bleibt jedoch mit einer nonkonformen Männlichkeit besetzt, repräsentiert durch das blaue Auge Rudis. Rudis Männlichkeit, die von familiärer Entfremdung geprägt ist, bleibt daher in starkem Gegensatz zur Männlichkeit Kurts.

### 5.2.3 Die junge Generation

In den vorangegangenen Abschnitten wurde bereits deutlich, dass Gender als relationale Kategorie an Generationalität gekoppelt ist. Mit der Kategorie Generation soll damit im Folgenden ein weiterer Biologismus historisiert werden, der den diskursiven Rahmen für familiäre Konzeptionen der 1960er Jahre bildete. Denn auch abseits der Studentenproteste zeigte sich, dass Generation eine zentrale Kategorie zeitgenössischer Diskurse war.<sup>284</sup> Generationalität lieferte ein Erklärungsmodell für die gesellschaftlichen Entwicklungen der 1960er Jahre und machte diese anhand des Gegensatzes von Jung und Alt und als Ausdruck eines vermeintlich natürlichen Vorgangs verständlich und verhandelbar. Es soll daher im Folgenden gezeigt werden, dass in den 1960er Jahren Generation zu einer wirkmächtigen und umkämpften Kategorie wurde und als Folie für gesellschaftliche Erklärungsmodelle diente. Fluchtpunkt dieser Diskurse war dabei stets die Familie, als der Ort, an dem Generationalität im biologisch-genealogischen Sinne konstruiert und damit naturalisiert wurde.

Die Herausbildung eines Generationendiskurses war in erster Linie an den Prozess der Ausdifferenzierung von Jugendkulturen seit den 1950er Jahren gebunden. Wie Detlef Siegfried gezeigt hat, entwickelten sich diese Jugendkulturen im Spannungsfeld einer sich in den 1960er Jahren stark ausprägenden Konsumorientierung einerseits und steigender Politisierung andererseits.<sup>285</sup> So können auch die Studentenunruhen als Teil dieses Prozesses historisiert werden. „Die Jugend“ als Phänomen war allgegenwärtig und wurde meist in ihren nonkonformen Ausprägungen wie den so genannten Halbstarcken und den Gammlern schon vor

---

<sup>283</sup> Vgl. ebd., 00:10:31-00:11:33.

<sup>284</sup> So lassen sich die „68er“ lediglich als *eine* Form dieser generationalen Konstellation auffassen. Ihre prominente Stellung erhielten sie, weil sie die ihnen zugewiesene Generationalität als politische Kategorie nutzen konnten. Vgl. Holger Nehring: ‚Generation‘ as a Political Argument in West European Protest Movements during the 1960s, in: Stephen Lovell (Hg.): Generations in Twentieth-Century Europe, Basingstoke/New York 2007, S. 57-78.

<sup>285</sup> Vgl. Detlef Siegfried: Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006. Vgl. zur Generationenkonstellation der 1960er ebd., S. 60-72.

„1968“ zum Objekt öffentlichen Interesses. So findet sich sowohl im populären als auch im akademischen Diskurs eine seit Ende der 1950er Jahre anhaltende Faszination mit den Themen Jugend und Generation. Die Versuche, zeitgenössische Jugendliche mittels des Konzeptes Generation begrifflich zu erfassen, waren in erster Linie Ausdruck einer wahrgenommenen Fremdartigkeit des Phänomens Jugendkultur. Die Konstruktion einer „jungen Generation“ lässt sich daher als Effekt dieser Diskurse verstehen.<sup>286</sup> In ihrer biologisch-gesellschaftlichen Doppeldeutigkeit warf Generationalität dabei immer auch die Frage auf, wie eine Gesellschaft, deren normatives Ideal die bürgerliche Kleinfamilie war, mit ihrem „Nachwuchs“ fertig wurde.

In der Soziologie wurde Generation bereits am Ende der 1950er Jahre zur entscheidenden Kategorie für das Verständnis „der Jugend“ und ihres Verhältnisses zur Gesellschaft.<sup>287</sup> Ein bis in die 1960er Jahre wirkmächtiges Konstrukt war dabei die „skeptische Generation“ von Helmut Schelsky.<sup>288</sup> In seinem gleichnamigen Buch aus dem Jahre 1957 entwarf Schelsky das Bild einer jugendlichen Generation, die durch die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges jeglichen Ideologien kritisch gegenüber stehe und durch ihre „unpolitisch-demokratisch[e]“<sup>289</sup> Einstellung den gesellschaftlichen Neuanfang der Nachkriegsgesellschaft befördere. Sein Generationenentwurf verdeutlicht in erster Linie, wie derartige Beschreibungen als Ausdruck gesellschaftspolitischer Diskurse gelesen werden können. Wie Helmut Kersting zeigen konnte, lässt sich das Konstrukt der skeptischen Generation als „Begriffspolitik“<sup>290</sup> verstehen, die das Bild einer vom Krieg geläuterten Jugend zur Identifikationsfigur der „jungen“ Bundesrepublik erhob. Durch die Verweigerung einer aktiven Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus befördere das Bild der skeptischen Generation den Mythos der Stunde Null und diene dazu, Vergangenheitspolitik zu betreiben.<sup>291</sup>

Schelskys Werk stand am Anfang einer stärkeren Beschäftigung mit den Themen Jugend und Generation in den 1960er Jahren, die auf den Trend hindeutete, nicht nur gesamtgesellschaftliche Entwicklungen zu erforschen, sondern sich fortan den vermeintlichen „Trägern“ dieser

---

<sup>286</sup> Generationalität wird dabei freilich nicht nur „von außen“ auferlegt, sondern dient auch den „Angehörigen“ der bezeichneten Generation als Identitätskategorie. Die in dieser Arbeit verwendeten Quellen sind jedoch meist aus einer beobachtenden Perspektive geschrieben.

<sup>287</sup> Vgl. zur Geschichte der Jugendsoziologie Hartmut M. Griese: Jugendsoziologie. Aktuelle Jugendforschung und klassische Jugendtheorien, Münster 2007, S. 18-29.

<sup>288</sup> Vgl. Helmut Schelsky: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf/ Köln 1957.

<sup>289</sup> Ebd., S. 451 (im Original kursiv).

<sup>290</sup> Vgl. Franz-Werner Kersting: Helmut Schelskys „Skeptische Generation“ von 1957. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte eines Standardwerkes, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 50, 2002, S. 465-495, hierin S. 486.

<sup>291</sup> Vgl. ebd., S. 486-492.



Entwicklungen zu widmen.<sup>292</sup> In der Regel wurden Jugendliche, die gegen Ende oder nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden, als Generation begriffen, die im Besonderen Maße vom Funktionsverlust der Familie geprägt gewesen sei. Die Familie nehme bei der Sozialisation der Jugendlichen nur noch eine untergeordnete Rolle ein, wohingegen der Kontakt zu gleichaltrigen *peer groups* an Bedeutung gewinne. Diese Feststellung führte zu der in den 1960er Jahren breit diskutierten Frage, ob sich „die Jugend“ als eine Form der Sub- oder Teilkultur begreifen lasse.<sup>293</sup> Letzteres diagnostizierte beispielsweise Friedrich Tenbruck. Jugendliche Teilkultur sei von einem hohen Maß an Eigenständigkeit geprägt, die sich dadurch erklären lasse, dass „die Orientierungen zu den Erwachsenen hin abgebaut worden sind.“<sup>294</sup> Auch Friedhelm Neidhardt kam in seiner Studie über *Die Junge Generation* zu dem Schluss, dass die Familie „strukturbedingte Sozialisationschwächen“<sup>295</sup> aufweise, die zu Anpassungsproblemen bei Jugendlichen führen können. Obgleich er einen grundsätzlichen Generationenkonflikt bestritt, warnte er davor, dass viele Jugendliche eine „Konformität mit Vorbehalten“<sup>296</sup> zeigten. Die Debatte verdeutlicht einerseits, in welchem starkem Maße die junge Generation als Sinnbild sozialen Wandels wahrgenommen wurde und andererseits, dass Nonkonformismus in der Soziologie als Folge der Entfremdung der „jungen Generation“ aus dem Kreise der Familie betrachtet wurde.

Inwieweit Generation in der Soziologie der 1960er Jahre nicht nur ein umkämpfter Begriff war, sondern auch als Folie für Gesellschaftskonzepte diente, zeigt sich an den stärker empirisch ausgerichteten Studien, die sich gerade um eine Widerlegung der Teilkultur-These bemühen. Prominentes Beispiel hierfür ist ein 1966 erschienenes Werk von Viggo Graf Blücher, in dem dieser EMNID-Umfragen und anderes empirisches Material der 1950er und 1960er Jahre interpretierte. Blücher ging dabei noch über Schelsky hinaus und entwarf das Bild einer *Generation der Unbefangenen*.<sup>297</sup> In Abgrenzung zur desillusionierten und skeptischen Generation der 1950er Jahre zeichne sich die zeitgenössische Jugend durch ihre unbefangene und optimistische Grundhaltung aus. Jugend wurde bei Blücher zum Inbegriff ungebremsen Fortschrittsoptimismus: „Nicht wie die Erwachsenen mit technisch und sozial veralteten Orientierungsmustern belastet, finden sich die Jungen ungleich schneller und eher in

---

<sup>292</sup> Beispielsweise wendet sich auch Elisabeth Pfeil nach ihrer Studie zur Erwerbstätigkeit von Müttern der Generationenforschung zu. Vgl. Elisabeth Pfeil: *Die 23jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtenjahrgang 1941*, Tübingen 1968.

<sup>293</sup> Vgl. hierzu den Überblick bei Klaus Allerbeck u. Wendy J. Hoag: *Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven*, München/Zürich 1985, S. 36-38.

<sup>294</sup> Friedrich Tenbruck: *Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven*, 2. durchges. u. erw. Aufl. Freiburg 1965, S. 55.

<sup>295</sup> Friedhelm Neidhardt: *Die Junge Generation. Jugend und Gesellschaft in der Bundesrepublik*, Opladen 1967.

<sup>296</sup> Ebd., S. 89.

<sup>297</sup> Viggo Graf Blücher: *Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute*, Düsseldorf/Köln 1966.

einer Welt permanenten Wandels zurecht“.<sup>298</sup> Eine grundlegende Unbefangenheit der Jugend, die sich durch die Ablehnung von Ideologien und genereller Weltoffenheit äußere, zeige ihre gelungene Anpassung an eine sich ständig wandelnde Gesellschaft. Die ideologiekritische Haltung der skeptischen Generation wurde daher bei Blücher um den Optimismus der Wirtschaftswunderjahre ergänzt.<sup>299</sup> Gleichzeitig bestehe, so Blücher, kein Anlass zur Sorge über eine innerfamiliäre Generationenspannung oder gar einer jugendlichen Sub- oder Teilkultur.<sup>300</sup> Vielmehr sei das Verhältnis zur Elterngeneration von Harmonie geprägt: „Dem gesamtgesellschaftlichen Funktionsverlust der Familie steht ein merkbarer Funktionsgewinn der Eltern in den Augen der Jugendlichen gegenüber. Die Familie scheint sich als Intimgruppe zu stabilisieren.“<sup>301</sup>

Wie erklärt sich dieser Widerspruch zu jenem offensichtlichen Generationenkonflikt, der sich nur einige Monate später in Form der Studentenproteste entladen sollte?<sup>302</sup> Bei genauerer Betrachtung zeigt sich erstens, dass der soziologische Diskurs anhand von Generationalität normative Gesellschaftskonzepte konstruierte. Der Grundtenor von Blüchers Studie ist klar umrissen: Die Nachkriegszeit ist vorbei – die skeptische Generation ist von einer Generation abgelöst worden, die die Vorteile einer politisch und wirtschaftlich stabilisierten Bundesrepublik genießen kann. Zweitens wurde die Familie als Institution der generationalen „Harmonisierung“ konstruiert und stabilisiert. Im foucaultschen Sinne ist dieser an Macht gekoppelte Generationendiskurs, der in empirischen Studien wie derjenigen Blüchers zum Ausdruck kommt, in seiner Produktivität zu begreifen. In einer derartigen Perspektive „antwortete“ er auf jene diskursiven Stränge, die das Bild einer bedrohlichen und devianten Jugend zeichneten, indem er das Bild der „gewöhnlichen“ Jugend zum normativen Ideal machte. In dieser Hinsicht liest sich bereits die bloße Existenz eines Buchs, das Mitte der 1960er Jahre die Normalität der Jugend proklamiert, als Zeichen. Analog zur Konstruktion von Gender wurde das Konstrukt der jungen Generation normativ besetzt, indem es in Relation zu einem konstitutiven Außen gesetzt wurde.<sup>303</sup> Zudem lässt sich Siegfrieds Feststellung, dass in den

---

<sup>298</sup> Ebd., S. 396.

<sup>299</sup> „Es fehlen bei dieser Jugend alle ideologischen Fixierungen [...]. Ebenso fehlen Fixierungen an starke weltanschauliche Bindungen wie Religion, Vaterland, Europa. Wohin wir blicken: Pluralismus, Vielfalt, Offenheit, partielles Engagement, Weltneugier, Vorurteilslosigkeit [...].“ Ebd., S. 14.

<sup>300</sup> „Eine jugendliche Subkultur findet in Deutschland nicht statt.“ Ebd., S.396.

<sup>301</sup> Ebd., S. 103 (im Original kursiv). Pfeil kam in ihrer Studie zu einem ähnlichen Ergebnis. Das Bild einer äußerst gelungenen Integration der jungen Generation äußere sich darin, dass „keine revolutionäre Haltung gegenüber den Eltern oder der älteren Generation“ nachweisbar sei. Pfeil, Die 23jährigen, S. 369.

<sup>302</sup> Der Optimismus vieler Soziologen wie Blücher verstärkte retrospektiv den Eindruck, „1968“ sei als Ereignis „aus heiterem Himmel“ gekommen. Neuere Ansätze bemühen sich freilich um eine stärkere Historisierung. Vgl. Axel Schildt: Vor der Revolte. Die sechziger Jahre, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 22-23, 2001, S. 7-13.

<sup>303</sup> Diese Strategie findet sich bei Blücher explizit formuliert: „Wir hingegen haben die Randerscheinungen auszuklammern und zu schildern, was sich unseren messenden Instrumenten darbot. Wir gestehen, daß das Einhalten der kritischen Mitte und der nüchtern betrachteten Distanz uns deshalb nicht immer leicht gefallen ist, weil wir in der Generation der Unbefangenen eine Jugend zunehmender „Normalisierung“ und neuer Stabilisie-

1960er Jahren ein gesellschaftlicher Generationenkonflikt einer innerfamiliären Generationenharmonie gegenüberstehe, diskurstheoretisch relativieren.<sup>304</sup> Vielmehr muss die Postulierung familiärer Harmonie Mitte der 1960er immer auch als gesellschaftspolitische Selbstvergewisserung gelesen werden.

Unmittelbar nach den Ereignissen um 1968 brach dieser Diskurs weitestgehend ab. Die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Prognosefähigkeit führte Anfang der 1970er zu einem Bruch in der Jugendsoziologie.<sup>305</sup> Von generalisierenden Generationenkonzepten wurde fortan Abstand genommen, um stattdessen das Verhältnis von Jugend und Gesellschaft stärker zu problematisieren.<sup>306</sup> Der Diskurs verlagerte sich zu dieser Zeit in den Bereich der Populärkultur.

Die Analyse der Repräsentation von Jugend und Generationalität innerhalb der nicht-akademischen Diskursfelder kann daher dazu dienen, einen besseren Blick auf die diskursiven Zusammenhänge zu bekommen.<sup>307</sup> Auch hier findet sich 1965 die Tendenz auf die Normalität der jungen Generation hinzuweisen, was meist unter Berufung auf die Ergebnisse des im gleichen Jahr veröffentlichten „Jugendbericht“ des Bundestages geschah.<sup>308</sup> Wie schon bei Blücher bedienten sich die Artikel meist der Rhetorik einer Richtigstellung. Die Erkenntnisse wurden präsentiert, als sei das Geheimnis einer Jugend, deren Sozialisation zunehmend außerhalb der Familie und mit unvorhersagbaren Folgen stattfand, endlich gelüftet. Dies machten die einleitenden Worte in der *Constanze*, die im Jahre 1965 der Jugend gleich eine ganze Artikelreihe widmete, deutlich: „Niemals stand eine Jugend derart im Kreuzfeuer der Kritik und Klagen. [...] Schnell fertig sind die Pessimisten mit dem Wort, das dieser Jugend Amüsiersucht, Leichtsinn, Ungehorsam und den Verzicht auf jedes Ideal bescheinigt. Aber das Bild ist falsch. Es stimmt nicht mehr [...].“<sup>309</sup> Auch der *Spiegel* konstatierte, dass der Jugendbericht „der bundesdeutschen Gesellschaft die Ausrede [raube], die Jugend sträube sich, überkommenen Idealen nachzuleben, und treibe schuldhaft in die sittliche Verwahrlosung“.<sup>310</sup> Im Gegenteil, dem Urteil der *Constanze* zufolge sei die Jugend im Jahre 1965 „weit

---

rung nach Jahrzehnten der Erschütterung zu erkennen glaubten.“ Blücher, *Die Generation der Unbefangenen*, S. 392.

<sup>304</sup> Siegfried, *Time Is On My Side*, S. 68-70.

<sup>305</sup> Vgl. Griese, *Jugendsoziologie*, S. 21f.

<sup>306</sup> Exemplarisch bei Leopold Rosenmayr: *Jugend als Faktor sozialen Wandels. Versuch einer theoretischen Exploration der Jugendrevolten*, in: Friedhelm Neidhardt et al. (Hg.): *Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters*, München 1970, S. 203-228.

<sup>307</sup> Zugunsten einer chronologischen Analyse werden die Frauenzeitschriften in diesem Abschnitt nicht von den anderen Zeitschriften getrennt.

<sup>308</sup> Vgl. Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit (Hg.): *Bericht über die Lage der Jugend und die Bestrebungen auf dem Bereich der Jugendhilfe. Erster Jugendbericht*, Bundestagsdrucksache IV/3515, Bonn 1965.

<sup>309</sup> O.V.: *Wir sind mit uns durchaus zufrieden*, in: *Constanze* 41, 05.10.1965, S. 62-77, hierin S. 64.

<sup>310</sup> O.V.: *Oben sitzt einer*, in: *Der Spiegel* 28, 07.07.1965, S. 22f., hierin S. 22.

besser als ihr Ruf“.<sup>311</sup> Derart der Ungefährlichkeit der Jugend versichert, gelte es nun, diejenigen, die für den schlechten Ruf der jungen Generation verantwortlich sind, ebenfalls zu integrieren. In der *Constanze* fand sich dafür eine typologische Unterscheidung zwischen den „Aufgeschlossenen“, den „Pragmatikern“ und den „Primitiven“.<sup>312</sup> Letztere zeichneten sich nicht nur durch Politikverdrossenheit, sondern auch durch Vergnügungssucht und sexuelle Ausschweifungen aus. Der Weg zur Integration dieser Jugendlichen beginne in der Familie, wo elterliche Autorität vom intergenerationalen Dialog abgelöst werden sollte. Die Familie wurde zum Ort, an dem gesellschaftliche Wertvorstellungen in Gegensatz zueinander standen und ausgehandelt werden mussten: „Hier zeigt sich die Keimzelle mancher Familienkrise: Die Vorstellungen vom reibungslosen Familienleben, die Ansprüche der Eltern stammen zu oft noch von gestern. Noch wirken überkommene Ordnungsformen. [...] Sie [die Jugendlichen; B.S.] antworten – seltener mit Rebellion und Aufstand – vielmehr mit Rückzug in die eigene Welt, zu der die Erwachsenen keinen Zugang haben.“<sup>313</sup> Zu einer Zeit, in der sich das normative Ideal der patriarchal-bürgerlichen Familienordnung in einer vermeintlichen Krise befand, musste daher die Familie als Ort generationaler Verständigung aktiv hergestellt werden.

Die Frage danach, inwieweit sich ein gesellschaftlicher Generationenkonflikt erkennen ließ, blieb daher in den folgenden Jahren bestimmend. *Der Spiegel* bemühte sich 1967 erneut darum, jugendkulturelle Entwicklungen auf einen begrifflichen Nenner zu bringen, diesmal in Form eines Leitartikels über die „übertriebene Generation“.<sup>314</sup> Eine Unterscheidung zwischen „angepassten“ und „primitiven“ Jugendlichen fiel diesmal schwerer als noch 1965: „Das Schauspiel ist verwirrend. Mitwirkende sind eine konsumierende und eine demonstrierende, eine narzißtisch mit sich selbst beschäftigte und eine aktivistisch sich engagierende Jugend, Chelsea-girls und Rote Garden, Rudi Dutschke und Twiggy. [...] Schockiert und fasziniert zugleich, starrt die ältere Welt auf das weltweite Happening Jugend. Sie wird nicht müde, es zu analysieren und zu interpretieren.“<sup>315</sup> Konsumorientierung und politischer Radikalismus der Jugend erschienen hier als zwei Seiten der gleichen Medaille: eine Jugend, die der „älteren Welt“ befremdlich erschien und in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung erforscht werden musste. Unter Berufung auf Blücher und andere Studien wurde dabei erneut betont, dass die Mehrheit der deutschen Jugendlichen äußerst angepasst und familienorientiert sei. Die Postulierung einer übertriebenen Generation zeigt jedoch, wie sehr zeitgenössische Diskurse an die

---

<sup>311</sup> O.V.: Die Jugend ist weit besser als ihr Ruf, in: *Constanze* 43, 19.10.1965, S. 98-105.

<sup>312</sup> Vgl. o.V.: Sie lachen ins Leben und nehmen es doch ernst, in: *Constanze* 42, 12.10.1965, S. 95-103, hierin S. 95. Die Typologie folgt, laut *Constanze*, psychologischen Forschungsergebnissen.

<sup>313</sup> O.V., Die Jugend, S. 102.

<sup>314</sup> O.V.: Übertriebene Generation, in: *Der Spiegel* 41, 02.10.1967, S. 154-170.

<sup>315</sup> Ebd., S. 156.

Produktion von „Deutungsmacht“ über die junge Generation gekoppelt waren. Denn die übertriebene „Selbstdarstellung einer auffälligen Minderheit“<sup>316</sup> wurde stets als Gefahr repräsentiert, die das Bild einer weitestgehend „normalen“ Generation zu verfälschen drohte. So war man bemüht, gerade von den Angehörigen der Generation Beweise für deren Normalität zu finden, wie sich beispielsweise in der *Constanze* zeigt, die 1968 erneut eine Reihe zum Thema Jugend veröffentlichte. Jugendliche „bekanntem“ sich hier zum eigenen Konformismus und gestanden in einer Überschrift treffend: „Ich will kein Rauschgift, sondern Kinder“.<sup>317</sup> Bei einer derart konformen Jugend, so der Expertenrat des Pädagogen Helmut Kentler, entstehe der Generationenkonflikt nur dadurch, dass Eltern ihren Kindern zu wenig Freiheit ließen.<sup>318</sup> Ähnlich fiel auch 1969 das Urteil in einem *Brigitte*-Artikel über die Frage „warum es so schwer ist, seine Eltern zu lieben“<sup>319</sup> aus. Zwar werde deutlich, dass „in einigen Fällen [...] die beiden Generationen tatsächlich durch eine tiefe Kluft getrennt“<sup>320</sup> seien, doch letztendlich könne diese dadurch überbrückt werden, dass sich die Generationen gegenseitiges Verständnis entgegen brächten. So passte es auch, dass Anfang der 1970er in den Medien nicht mehr die Normalität der Jugend propagiert wurde, sondern die Ungefährlichkeit nonkonformer Jugendkultur. Zwar schien der Generationenkonflikt nicht überwunden, jedoch an Bedrohung verloren zu haben. Einerseits fand sich eine von ihren eigenen Protesten desillusionierte „freudlose“<sup>321</sup> Jugend, andererseits eine als unpolitisch wahrgenommene Bewegung der Hippies.<sup>322</sup>

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die 1960er Jahre in besonderem Maße von einem Generationendiskurs geprägt waren, der darauf abzielte, Wissen über das „neue“ Phänomen Jugend und deren gesellschaftliche Bedeutung zu produzieren. Die Konstruktion von spezifischen Generationen diene dazu, Jugend als Zeichen gesellschaftlichen Wandels anhand des Gegensatzes von alt und jung zu begreifen. Gesellschaftliche Konflikte wiederum sollten dadurch verhindert werden, dass Generation als gesellschaftspolitischer Begriff normativ besetzt wurde.

*Die Unverbesserlichen* greifen diesen Generationendiskurs auf und produzieren ihn mit. Allein die Tatsache, dass die Familienserie Generation als biologisches Eltern-Kind-Verhältnis verhandelt, verortet sie im Zeichensystem dieses Diskurses. Gesellschaftlicher Wandel wird hier auf ein biologisches Generationenverhältnis heruntergebrochen. Der geziel-

---

<sup>316</sup> Ebd., S. 164.

<sup>317</sup> Gudrun Gloth: Ich will kein Rauschgift, sondern Kinder, in: *Constanze* 7, 12.02.1968, S. 18-22.

<sup>318</sup> Vgl. Gudrun Gloth: Was wisst ihr schon von uns?, in: *Constanze* 5, 29.01.1968, S. 26-31, hierin S. 31.

<sup>319</sup> Sam Blum: Warum es so schwer ist, seine Eltern zu lieben, in: *Brigitte* 22, 21.10.1969, S. 136-142.

<sup>320</sup> Ebd., S. 138.

<sup>321</sup> Vgl. Hansjürgen Schubert: Schwierig, heute jung zu sein, in: *Die Zeit* 6, 06.02.1970, S. 46.

<sup>322</sup> Vgl. den *Spiegel*-Titel „Deutsche Jugendbewegung 71 – Flucht aus der Gesellschaft“ und den dazu gehörigen Artikel von Peter Brügge: Wir wollen, daß man sich an uns gewöhnt, in: *Der Spiegel* 33, 09.08.1971, S. 36-51.

te Blick auf Generationalität macht deutlich, warum ein Großteil der Konflikte innerhalb der Serie, allen voran in Bezug auf Gender, über die Konstruktion einer generationalen Opposition verhandelt werden und welche Bedeutung dabei dem Versuch zukommt, diesen Gegensatz stets zugunsten der familiären Ordnung zu überbrücken. Auch wenn bei den *Unverbesserten* keine Studentenproteste zu finden sind, wird deutlich, dass die Serie damit Teil eines grundlegenden Generationendiskurses ist. In diesem Sinne ist es gerade bezeichnend, dass das Ereignis „1968“ in der Serie explizit *nicht* stattfindet. Erstens lässt sich „1968“ als Teil dieses Generationendiskurses historisieren und zweitens ist ein wesentliches Element dieses Diskurses der Versuch, die „jungen Generation“ über das konstitutive Außen einer unangepassten Minderheit normativ zu besetzen. In genau diesem Spannungsfeld befindet sich die Serie: Die Figuren Doris, Rudi und Lore geraten mit ihren Ansichten immer wieder in Konflikt mit Kurt und Käthe, welche wiederum als Elterngeneration den Konservatismus der 1950er Jahre im wahrsten Sinne des Wortes „verkörpern“. <sup>323</sup> Gleichzeitig wird die Familie zum Ort, an dem eben jene Konflikte ausgetragen werden und die „junge Generation“ ihre Normalisierung erfahren soll. Hier spielt die familiäre Raumordnung erneut eine große Rolle. Das Außen der Familie ist immer auch jener weitestgehend ausgeblendete Raum, an dem die „andere“ Sozialisation durch jugendliche Teilkultur und *peer groups* stattfindet, und wo die Kinder fragwürdigen Moralvorstellungen ausgesetzt sind. Diese führen im innerfamiliären Raum zu Konflikten und sollen eine „Besserung“ erfahren. <sup>324</sup>

Wie in den vorangegangenen Abschnitten bereits deutlich wurde, basiert ein Großteil des Seriennarrativs darauf, Konflikte zwischen den Generationen zu verhandeln. Dies betrifft Doris Einstellung zur Berufstätigkeit ebenso wie Rudis Fußballkarriere. Doch auch in anderer Form werden diese Konflikte thematisiert. Beispielsweise spielt die Sexualität der Kinder hierbei eine große Rolle. Die Frage danach, wie und mit wem Lore ihre Abende verbringt, wird in der zweiten Folge aufgeworfen. Die Diskussionen bringen gleichzeitig auch die Angst der Eltern vor einer zu freizügigen Sexualität Lores zum Ausdruck. Ihre erste Bekanntschaft, ein Junglehrer, trifft vor allem bei Käthe auf wenig Sympathie. <sup>325</sup> Erst dessen unmittelbarer Nachfolger, ein wohlhabender Medizinstudent, der Lore zu einem Ärzte-Ball ausführen möchte, stellt in den Augen Käthes den richtigen Umgang für Lore dar. Bei ihm be-

---

<sup>323</sup> Bezeichnend ist daher auch, dass bei den Kindern der Grad der Devianz nach Alter gestaffelt ist. Doris als älteste ist noch relativ gemäßigt, während es bei Rudi öfter zu Konflikten mit seinen Eltern kommt. Lore als jüngste scheint am stärksten in Konflikt zu ihren Eltern zu stehen, so dass sie ab der vierten Folge außerhalb der familiären Ordnung steht und „ausgeblendet“ wird.

<sup>324</sup> Ein illustratives Beispiel hierfür ist Käthes Ansprache, als sie Rudi nachts im Zimmer der Austauschschülerin Monique auffindet: „Was draußen passiert, das kann ich nicht verhindern, aber hier, hier habe ich die Verantwortung.“ Folge 4, 00:27:28ff.

<sup>325</sup> Vgl. Folge 2, 00:09:58-00:11:10.

kommt Lore explizit keine zeitlichen Vorgaben für ihre nächtliche Rückkehr.<sup>326</sup> Sexueller Kontakt ist für Käthe offensichtlich an ein potentielles Heiratsversprechen gebunden und nur legitim, wenn der Partner zudem einen sozialen Aufstieg Lores in Aussicht stellt. Dass die junge Generation jedoch mitunter ein äußerst konservatives Sexualverhalten aufweist, zeigt eine in dieser Hinsicht und für die Serie voyeuristische Szene.<sup>327</sup> Denn der Medizinstudent entpuppt sich als Playboy und bringt Lore nicht zum Ball, sondern mit eindeutig sexuellen Absichten in seine Wohnung. Lore wehrt sich jedoch, woraufhin er sie fragt, ob sie immer „so moralisch“<sup>328</sup> sei. Dafür gibt sie ihm eine Ohrfeige und stürzt aus der Wohnung. Die Szene geriert sich damit als aufklärerischer Blick in jugendliches Sexualverhalten: Während der oberflächlich tadellose Student sein „wahres“ Gesicht zeigt, dient Lores Figur der Bestätigung über die Normalität der jungen Generation, deren „Unschuld“ in Gefahr ist, das Opfer der „primitiven“ männlichen Vertreter ihrer Generation zu werden. An dieser Stelle wird zudem erneut ein potentieller sozialer Aufstieg der Anständigkeit der „kleinen Leute“ entgegengestellt. Erst zwei Folgen später, als sie das Innen der Familie in Richtung Paris verlässt und sich damit auch dem Blick der ZuschauerInnen entzieht, scheint diese Normalität tatsächlich in Gefahr zu sein.

Um moralische Fragen kreist in der gleichen Folge der Konflikt zwischen Rudi und Käthe. Als Begründung für seinen Auszug aus der Wohnung wirft Rudi Käthe eine „doppelte Moral“<sup>329</sup> vor, da sie Lore freien Umgang mit Männern erlaube, ihn dagegen ständig kontrolliere, wenn er Freundinnen mit nach Hause bringt. Rudis Auszug soll daher dazu dienen, diesen Restriktionen zu entkommen und sich von den moralischen Vorstellungen seiner Eltern zu emanzipieren. Bereits kurz zuvor hinterfragt Rudi zudem die Vorbildfunktion seines Vaters: „Ich mag’s nur nicht, wenn Du mir Papa immer wie ein Denkmal hinstellst. Bei Papa hat alles einen Glorienschein.“<sup>330</sup> Hier ist Generationalität erneut geschlechtlich codiert. Während Lore zwar vergnügungsorientiert, aber letzten Endes moralisch unbedenklich erscheint, entspricht Rudi dem Bild einer (männlichen) Generation, die den Vorstellungen der Eltern kritisch gegenüber steht.

Ein bezeichnendes Bild für das in der Serie konstruierte Generationenverhältnis findet sich in der vierten Folge, als Doris eine Geburtstagsfeier in der Wohnung veranstaltet. Die Szene ist mitunter die einzige, in der jenseits von Familie und Arbeit Jugendkultur inszeniert wird: Die Freunde von Doris kommen zu Besuch, trinken Alkohol und tanzen Twist zu den Beatles.<sup>331</sup>

---

<sup>326</sup> Vgl. ebd., 01:10:48-01:12:01.

<sup>327</sup> Vgl. ebd., 01:19:50-01:22:10.

<sup>328</sup> Ebd., 01:21:31f.

<sup>329</sup> Ebd., 00:44:36ff.

<sup>330</sup> Ebd., 00:42:21ff.

<sup>331</sup> Vgl. Folge 4, 01:02:47ff.

Doris soll die Feier außerdem dabei helfen, ihren Scheidungsanwalt näher kennen zu lernen. Zu diesem Zweck versucht sie sogar ihren Sohn Michael vor ihm zu verheimlichen, um ihren Status als ledige Mutter zugunsten einer inszenierten Jugendlichkeit zu verbergen. Kurt und Käthe sind anfangs ebenfalls anwesend, doch als Kurt von Austauschschülerin Monique zum Twist überredet wird, bekommt er schwere Schmerzen. Kurt muss die Feier deshalb verlassen und braucht ärztliche Behandlung. In den folgenden Minuten werden im Wechselschnitt einerseits die Feier und andererseits Kurt und Käthe bei dem Versuch, einen Arzt und schließlich ein Krankenhaus zu finden, gezeigt.<sup>332</sup> Durch den Schnitt werden die Bilder einer Jugend, die die Konsum- und Vergnügungsmöglichkeiten der 1960er Jahre genießt, kontrastiert von Bildern, die die Elterngeneration in der Krise zeigen. Kurt und Käthe können an der Zelebrierung der unbefangenen Generation nicht teilhaben, weil sie mit ihren eigenen Problemen zu kämpfen haben, in diesem Fall bezeichnenderweise die krisenhafte Männlichkeit Kurts. Auf diese Weise wird der Autoritätsverlust der Elterngeneration in Verbindung mit einer Jugendkultur gebracht, die in dieser Szene in den familiären Raum drängt. Die kurze Ermächtigung der jungen Generation wird jedoch innerhalb der Folge durch die feierliche Rückkehr der Vaterfigur am Ende nivelliert.

Rudi bleibt in Konflikt mit der älteren Generation und muss deshalb in der sechsten Folge sogar vor Gericht. Rudi fährt in dieser Folge versehentlich einen alten Mann mit dem Auto an.<sup>333</sup> In der später folgenden Gerichtsszene, in der der Fall verhandelt wird, kommt es zu einer langen Ansprache Rudis, die er mit einer Vehemenz vorträgt, als ginge es um weit mehr als bloß ein Verkehrsdelikt.<sup>334</sup> Rudi versucht die ihm unterstellte Rücksichtslosigkeit in den Kontext eines Generalverdachts gegenüber Autofahrern zu stellen und wirft dem Gericht vor, „mit zweierlei Maß“<sup>335</sup> zu messen – zugunsten der Fußgänger. Darüber hinaus wirft er dem Richter fehlende Entscheidungskompetenz vor, weil dieser selbst keinen Führerschein besitze. In einem *Close-up* und mit ernster Mimik, die den Eindruck einer Grundsatz-Diskussion filmisch verstärken, verteidigt sich Rudi: „Und ich finde es ungeheuerlich, wenn über das, was draußen auf den Straßen passiert, Richter zu Gericht sitzen dürfen, die niemals ein Steuer in der Hand gehalten haben.“<sup>336</sup> Was in dieser Szene tatsächlich „zu Gericht“ steht, ist das gesellschaftliche Generationenverhältnis. Mobilität und Geschwindigkeit, symbolisiert durch das Auto, werden in diesem Zusammenhang zu Attributen einer Generation, die sich in besonderem Maße an die Verhältnisse der Wirtschaftswunder-Gesellschaft angepasst hat. Der

---

<sup>332</sup> Vgl. ebd., 01:05:51-01:13:00.

<sup>333</sup> Vgl. Folge 6, 00:24:16-00:25:12. Bezeichnend ist auch der Kommentar Käthes, als sie davon erfährt. Sichtlich enttäuscht davon, dass Rudi immer Probleme macht, sagt sie zu Doris: „Immer der Junge.“ Ebd., 00:24:12f.

<sup>334</sup> Vgl. ebd., 01:09:37-01:14:22.

<sup>335</sup> Ebd., 01:11:43f.

<sup>336</sup> Ebd. 01:13:03ff.



von dieser Generation beförderte Wandel gerät in Konflikt mit der Starrheit und Antiquiertheit der „alten“ Gesellschaft, in diesem Fall repräsentiert durch die Großelterngeneration. Jegliches Urteil über die Folgen ist von Voreingenommenheit geprägt, die aus einem unüberbrückbaren Generationenkonflikt entsteht, da die Richter sich nicht in die Angeklagten „hineinfühlen“ können. Rudis Ansprache gleicht einem Plädoyer für seine Generation, um sie vom Vergehen der „Rücksichtslosigkeit“ gegenüber älteren Generationen freizusprechen. Eine Verurteilung kann er damit freilich nicht verhindern.

Die Auseinandersetzung mit ihren Kindern, die im Lauf der Serie immer unabhängiger werden, bleibt jedoch auch für Kurt und Käthe nicht ohne Folgen. So bleibt die Frage zu klären, welche Folgen das Aufeinandertreffen generationenspezifischer Familienkonzepte auf die Familie Scholz selbst und insbesondere auf Kurt und Käthe hat. Dabei rückt besonders gegen Ende der Serie die Krisenhaftigkeit der Ehe in den Vordergrund. In der vierten Folge äußern Rudi und Doris erstmals ausdrücklich Kritik am Verhältnis der Eltern zu den Kindern und der Eltern untereinander. Unmittelbar nachdem Käthe Rudi bei seinem nächtlichen Besuch bei Monique überrascht hat, rechtfertigt Rudi seinen fehlenden Willen zur monogamen Partnerschaft, indem er die Ehe der Eltern zum Negativbeispiel erklärt: „Mama, was ist denn von eurer Ehe übrig geblieben? Ihr dreht abends den Fernseher an, ihr dreht in wieder ab. Du fragst Papa, was Du morgen kochen könntest. Er zuckt mit den Achseln, blättert zum siebzehnten Mal die Illustrierte durch. Schließlich gähnt einer von euch beiden und geht ins Bett. Bedauere, aber das ist mir ein bisschen wenig!“<sup>337</sup> Doris wiederum bringt die Kritik auf die generationale Ebene: „Der Fehler ist der: Papa und Du, ihr habt euch euer Leben lang um alles und alle gekümmert. [...] An alle habt ihr gedacht, nur nicht an euch. Kümmert euch doch einmal um euch selbst. Einen größeren Gefallen könntet ihr euch gar nicht tun.“<sup>338</sup> Familiäre Harmonie kann in den Augen der Kinder nur hergestellt werden, wenn die Eltern sie als selbständige Erwachsene anerkennen. Käthe probiert nach dieser Kritik tatsächlich, sich mehr um ihre Beziehung zu Kurt zu kümmern und zu romantischer Liebe zurück zu finden. Doch ein Dinner bei Kerzenlicht zeigt bei Kurt wenig Wirkung und endet schließlich exakt so, wie Rudi es zuvor beschrieben hat.<sup>339</sup>

Das Thema kommt auch in der sechsten Folge erneut auf. Kurt und Käthe wollen ihren Hochzeitstag feiern, aber die Kinder erscheinen nicht.<sup>340</sup> Während Kurt es gelassen sieht, zeigt die Szene Käthe wie so oft dabei, wie sie besorgt aus dem Fenster sieht. Käthe richtet ihren Blick weiterhin auf die Kinder und versucht sie selbst im Prozess der Ablösung aus der

---

<sup>337</sup> Folge 4, 00:28:13ff.

<sup>338</sup> Ebd., 00:28:47ff.

<sup>339</sup> Vgl. ebd., 00:33:18-00:37:35.

<sup>340</sup> Vgl. Folge 6, 00:17:52-00:20:01.

Familie noch im bedrohlichen Außen zu finden, anstatt nach Innen auf Kurt, den patriarchalen Mittelpunkt der Familie, zu sehen. Entsprechend enttäuscht betont sie: „Mir bedeutet Familie eben noch etwas.“<sup>341</sup> Für Kurt wird diese Sorge um die Kinder jedoch zum Problem: „Wir sind für die Kinder nicht mehr das, was die Kinder für uns sind. [...] Du Käthchen, beschäftige Dich doch ein bisschen mehr mit mir.“<sup>342</sup> Kurt betont, dass er nach dem Auszug der Kinder in eine kleinere Wohnung ziehen möchte, um mit Käthe einen Neuanfang zu versuchen. Nachdem die Verwirrungen um Frau Urban beigelegt sind, stimmt Käthe dem Umzug schließlich zu. So zeigt die siebte und letzte Folge die Wohnung, und damit den ursprünglichen familiären Raum, mit sichtbaren Auflösungserscheinungen: Noch vor dem Auszug der Eltern verwandelt sie sich in eine Baustelle, da die Nachmieterin plant, aus den Räumlichkeiten ein Gymnastik-Studio zu machen. Während sich die Handwerker daran machen, die Wände der Wohnung einzureißen, erscheinen Kurt und Käthe sichtlich entfremdet von „ihrem“ vormals familiären Raum.<sup>343</sup> Die Suche nach einer neuen Wohnung gestaltet sich für Kurt und Käthe jedoch schwieriger als gedacht, so dass sie schließlich auf die Hilfe von Doris Mann Jürgen angewiesen sind, die sie zuvor ausgeschlagen hatten, um nicht zu dessen „Sozialfall“ zu werden. Der Auszug aus ihrer nunmehr fremd gewordenen Wohnung und die Versöhnung mit dem zunächst ebenso wohlhabenden wie unliebsamen neuen Mann von Doris, markiert eine Wende im Generationenverhältnis innerhalb der Serie und macht die letzte Folge, obwohl nicht als Ende der Serie geplant, zu einem passenden Abschluss. Kurt und Käthe haben angefangen, die Selbständigkeit ihrer erwachsenen Kinder zu akzeptieren und besinnen sich fortan auf sich. Gegen Ende der Folge treffen die verwunderten Kinder in der neuen Wohnung statt der Eltern nur Oma Köpcke an, die Kurt und Käthe ihre in der Lotterie gewonnene Reise nach Paris geschenkt hat. Gegenüber den Kindern fasst sie Kurts und Käthes „neues“ Verständnis von Familie zusammen: „Haben Eltern denn immer da zu sein? Ihr habt euch ständig beklagt, dass sie sich um alles kümmern. Jetzt kümmern sie sich um sich und jetzt ist es euch auch nicht recht.“<sup>344</sup> Der Neuanfang gleicht in diesem Sinne auch einem Abschied von der alten Generation, die sich von ihrem alten Raum entfremdet hat. Inszeniert wird dieser Abschied durch die letzte Szene der Serie, die Kurt und Käthe im Flugzeug zeigt, wie sie auf Berlin hinunterblicken und merken, „wie klein das alles wird“.<sup>345</sup> Die letzte Einstellung der Serie zeigt das Flugzeug am Horizont und betont erneut den Aufbruch der bisherigen generationalen und räumlichen Ordnung der Serie. Kurt und Käthe entschwün-

---

<sup>341</sup> Ebd., 00:18:57ff.

<sup>342</sup> Ebd., 00:19:05ff.

<sup>343</sup> Vgl. Folge 7, 00:49:40-00:52:21. Das Gefühl der Entfremdung wird durch die Anwesenheit und stereotype Inszenierung von Gastarbeitern verstärkt. So kommt es zwischen ihnen und Käthe mehrmals zu Verständigungsschwierigkeiten.

<sup>344</sup> Ebd., 01:37:55ff.

<sup>345</sup> Folge 7, 01:39:20f.

den einer Gesellschaft, in der sie nicht länger der Mittelpunkt sind. An dieser Stelle vollendet sich der Prozess, an dem sich die Serie in ihrer gesamten Laufzeit abarbeitet. Sie inszeniert eine Familie, die vor der Herausforderung steht, dass ihre Kinder dem Innern der ursprünglichen Familie entwachsen und deren Eltern lernen (müssen), dies als „normalen“ Prozess des Generationenwechsels zu akzeptieren.

## 6. Fazit

Die *Unverbesserlichen* haben sich als eine aufschlussreiche Quelle für die historische Betrachtung jener Prozesse, die sich „um 1968“ abspielten, erwiesen. Wie deutlich wurde, war die Familie ein zentraler Schauplatz des gesellschaftlichen Wandels in den 1960er Jahren. Ein Grund hierfür war die Wirkmacht des traditionellen Familienmodells der Ernährer-Hausfrau-Ehe, das in den 1950er Jahren zum Ausgangspunkt gesellschaftlicher Ordnung erhoben worden war und dessen Hegemonialität in den 1960er Jahren zunehmend gefährdet war. Die von Elisabeth Pfeil konstatierten „Verschwommenheiten und Widersprüche“, die sich in sämtlichen hier untersuchten Diskursen zeigten, wurden stets als Bedrohung für dieses Modell wahrgenommen. Die beklagte Krise der Familie in den 1960er Jahren verlief dabei an zwei Achsen. Zum einen schien die rigide Geschlechtertrennung, die einer vermeintlich „natürlichen“ Ordnung entsprach, durch weibliche Berufstätigkeit und den empfundenen Funktionsverlust des Mannes gestört zu sein. Zum anderen war in den 1960er Jahren das Verhältnis zwischen den Generationen von großer Bedeutung. Die diskursiv konstruierte „junge Generation“ wurde als Träger gesellschaftlichen Wandels identifiziert und machte diesen als natürlichen Prozess erfahrbar. Gleichzeitig galt es, den „Nachwuchs“ in das normative Familienmodell zu integrieren.

Die *Unverbesserlichen* waren als Fernsehserie ein spezifisches Element dieser Diskurse. Analog zu den anderen untersuchten Diskursfeldern diente auch hier die Familie als zentraler Ort gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse, mit der Besonderheit, dass die Entwicklungen auf die individuelle Ebene der Fernseh-Familie Scholz heruntergebrochen und für ein großes Publikum veranschaulicht wurden. Die Serie führte vor, welchen Problemen die Institution der Familie ausgesetzt war und wie diese sich dennoch unter den gegebenen Umständen weiterhin herstellen konnte. In der Serie wurden zum einen zeitgenössische Geschlechterkonstruktionen verhandelt und hergestellt und zum anderen gesellschaftlicher Wandel biologisiert, indem er als Eltern-Kind-Konflikt inszeniert wurde. Dies wurde besonders durch die diachrone Betrachtung der Serie deutlich. So ist die Entwicklung innerhalb des Seriennarrativs dem Umstand geschuldet, dass die Serie das konstitutive Außen als permanente Störung der Scholzens aufzeigen muss, um durch dessen Ausschluss weiterhin die traditionelle Fami-

lienordnung performativ herzustellen, d. h. jede Folge aufs Neue zu re-inszenieren. Einerseits verweist die Serie immer wieder auf andere Möglichkeitsräume, andererseits bleibt ihr Fluchpunkt stets das bürgerliche Familienmodell. So ist sie Ausdruck einer historischen Phase, in der versucht wurde, dem gesellschaftlichen Wandel durch das Konzept Familie Sinn zu verleihen und ihn gleichzeitig normativ zu besetzen.

Als Familienserie befanden sich die *Unverbesserlichen* zudem an einem spezifischen Schnittpunkt der untersuchten Diskursfelder und des Dispositivs Fernsehen. Letzteres stellte in den 1960er Jahren erstmals innerhalb des Familienraums eine neue Form gemeinschaftlicher Wahrnehmung her. Die ZuschauerInnen der *Unverbesserlichen* konnten sich durch den Einblick in das Leben der Scholzens selbst als Familie performativ herstellen und identifizieren. Gerade dadurch machte es die Serie möglich, die Entwicklungen der 1960er Jahre als „familiär“ wahrzunehmen. Und dies im doppelten Wortsinne: Zum einen, indem eine Relationalität von Gesellschaft und Familienzusammenhang konstruiert wurde und zum anderen dadurch, dass die Serie die Veränderungen innerhalb eines für die ZuschauerInnen gewohnten Serienumfeldes transportierte. Durch die Verortung innerhalb des Dispositivs Fernsehen wird zudem deutlich, wie Inge Meysel durch die Serie zur „Mutter der Nation“ werden konnte. In ihrer Figur liefen die Krisendiskurse, die eine Gefährdung der Familie als Stabilitätsfaktor der Gesellschaft konstruierten, und die Herausbildung der Fernseh-Nation zusammen und verliehen ihr eine fast mythische Gestalt als inszenierten Fixpunkt in einer ansonsten gestörten Ordnung.

Es erscheint daher im höchsten Maße fruchtbar, den historischen Blick auf die 1960er Jahre, der bislang von einem Fokus auf das „1968“ als Ereignis geprägt ist, zugunsten der Ränder zu erweitern. Wie die Arbeit andeuten konnte, lässt sich auch „1968“ als Teil der hier untersuchten Familiendiskurse historisieren. Der gezielte Blick auf Geschlechter- und Generationskonstruktionen eröffnet Möglichkeiten für ein besseres Verständnis für die Prozesse, die sich „um 1968“ abspielten. Besonders die stärkere Problematisierung und Historisierung des Begriffs der Generationalität eröffnen neue Wege für eine Analyse zeitgenössischer Diskurse und zeigen, dass das Konstrukt der Krise der Familie ein grundlegendes Denkmodell der 1960er Jahre ist, innerhalb dessen auch „1968“ wahrgenommen wurde. Diese Wahrnehmung erfolgte wiederum in großem Maße im Bereich der Populärkultur, wo „1968“ oft eine vermeintliche Leerstelle bildete. Trotzdem artikulieren sich gerade in populären Texten immer auch jene Prozesse, die die Studentenproteste begleiteten. Eine Erweiterung des Blicks zeigt daher, dass das Jahrzehnt nicht nur von gesellschaftlichen Um- oder Aufbrüchen geprägt war, sondern auch von diskursiven „Verschwommenheiten und Widersprüchen“.

## 7. Literaturverzeichnis

### a) Quellen:

#### *Die Serie:*

*Die Unverbesserlichen* (1965-1971), Norddeutscher Rundfunk, Regie: Claus Peter Witt, Hauptdarsteller: Inge Meysel, Joseph Offenbach, Monika Peitsch, Gernot Endemann und Helga Anders.

- Folge 1: *Die Unverbesserlichen*, Erstaussstrahlung: 09.05.1965.  
Folge 2: *Die Unverbesserlichen - Nichts dazugelernt*, Erstaussstrahlung: 15. 05.1966.  
Folge 3: *Die Unverbesserlichen - ...und ihr Optimismus*, Erstaussstrahlung: 02.04.1967.  
Folge 4: *Die Unverbesserlichen - ...und ihre Sorgen*, Erstaussstrahlung: 12.05.1968.  
Folge 5: *Die Unverbesserlichen - ...und ihre Menschenkenntnis*, Erstaussstrahlung: 25.05.1969.  
Folge 6: *Die Unverbesserlichen - ...und die Liebe*, Erstaussstrahlung: 17.05.1970.  
Folge 7: *Die Unverbesserlichen - ...und ihr Stolz*, Erstaussstrahlung: 09.05.1971.

#### *Literatur:*

ANDERS, Günther: *Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 1, Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*, München <sup>5</sup>1980 [1956].

BEDNARIK, Karl: *Die Krise des Mannes*, Wien/München/Zürich 1968.

BLÜCHER, Viggo Graf: *Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute*, Düsseldorf/Köln 1966.

BOURBECK, Christine (Hg.): *Zusammen. Beiträge zur Soziologie und Theologie der Geschlechter*, Witten 1965.

BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE UND GESUNDHEIT (Hg.): *Bericht über die Lage der Jugend und die Bestrebungen auf dem Bereich der Jugendhilfe. Erster Jugendbericht*, Bundestagsdrucksache IV/3515, Bonn 1965.

CLAESSENS, Dieter: *Die Familie in der modernen Gesellschaft*, in: Oeter, Ferdinand (Hg.), *Familie und Gesellschaft*, Tübingen 1966, S.235-266.

FRIEDAN, Betty: *Der Weiblichkeitswahn oder die Mystifizierung der Frau*, Reinbek 1966 [1963].

MANNHEIM, Karl: *Das Problem der der Generationen* [1928], in: ders.: *Wissenssoziologie*, Neuwied/Berlin 1964, S. 509-565.

MEYSEL, Inge: *Frei heraus – Mein Leben*, Weinheim/Berlin 1991.

MITSCHERLICH, Alexander: *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*, München 1963.

MYRDAL, Alva u. KLEIN, Viola: *Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf*, Köln/Berlin 1960 [1956].

- NEIDHARDT, Friedhelm: Die Familie in Deutschland. Gesellschaftliche Stellung, Struktur und Funktionen, Opladen 1966.
- Ders.: Die Junge Generation. Jugend und Gesellschaft in der Bundesrepublik, Opladen 1967.
- NEIDHARDT, Friedhelm et al. (Hg.): Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters, München 1970.
- OETER, Ferdinand (Hg.), Familie und Gesellschaft, Tübingen 1966.
- OTTO, Eva: Die berufstätige Ehefrau und Mutter, in: Bourbeck, Christine (Hg.): Zusammen. Beiträge zur Soziologie und Theologie der Geschlechter, Witten 1965, S. 92-103.
- PFEIL, Elisabeth: Die Berufstätigkeit von Müttern, Tübingen 1961.
- Dies.: Die Frau in Beruf, Familie und Haushalt, in: Oeter, Ferdinand (Hg.), Familie und Gesellschaft, Tübingen 1966, S. 141-175.
- Dies.: Die 23jährigen. Eine Generationenuntersuchung am Geburtsjahrgang 1941, Tübingen 1968.
- RIESMAN, David: The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character, New York <sup>2</sup>1951.
- ROSENMAYR, Leopold: Jugend als Faktor sozialen Wandels. Versuch einer theoretischen Exploration der Jugendrevolten, in: Neidhardt, Friedhelm et al. (Hg.): Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters, München 1970, S. 203-228.
- SCHARMANN, Dorothea-Louise u. SCHARMANN, Theodor: Das Verhältnis von Familie, Beruf und Arbeit in ihren Sozialisationswirkungen, in: Wurzbacher, Gerhard (Hg.): Die Familie als Sozialisationsfaktor, Stuttgart 1968, S. 248-307.
- SCHELSKY, Helmut: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, 3. erw. Aufl. Stuttgart 1955.
- Ders.: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf/ Köln 1957.
- STAMER, Sabine: Inge Meysel. Ihr Leben, Hamburg 2003.
- TENBRUCK, Friedrich: Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven, 2. durchges. u. erw. Aufl., Freiburg 1965.
- WURZBACHER, Gerhard (Hg.): Die Familie als Sozialisationsfaktor, Stuttgart 1968.

*Periodika:*

*Brigitte*

BLUM, Sam: Warum es so schwer ist, seine Eltern zu lieben, in: *Brigitte* 22, 21.10.1969, S. 136-142.

BÖDEFELD, Gerda: Ist die Ehe in Gefahr?, in: *Brigitte* 21, 13.10.1964, S. 110-117.

Dies.: Nicht nur bis zur Ehe denken!, in: *Brigitte* 6, 10.03.1970, S. 196-205.

BRÜGGE, Peter: Wie frei sind Ehefrauen?, in: *Brigitte* 3, 22.01.1971, S. 60-67.

CHECHATZ, Gerd: Seid nicht so burschikos!, in: *Brigitte* 10, 12.05.1964, S. 70f.

LEBERT, Ursula: Männer lieben anders, in: *Brigitte* 24, 24.11.1964, S. 50-59.

Dies.: Er hat Angst vor der Ehe, in: *Brigitte* 1, 05.01.1965, S. 44-47.

Dies.: Vater werden ist doch schwer, in: *Brigitte* 3, 02.02.1965, S. 60-63.

Dies.: Eine Welt für sich – sein Beruf und seine Freunde, in: *Brigitte* 4, 16.02.1965, S. 122-128.

PETERS, Ingrid: Die zornigen jungen Frauen, in: *Brigitte* 15, 11.07.1961, S. 74f.

ROLLIN, Betty: Man braucht keine Kinder um glücklich zu sein, in: *Brigitte* 5, 19.02.1971, S. 91-102.

SONNTAG, Cornelia: Ihr Weg nach oben ist mir Vorurteilen gepflastert, in: *Brigitte* 4, 05.02.1971, S. 74-81.

WALDEN, Sina: Der Protest findet in aller Stille statt, in: *Brigitte* 6, 05.03.1971, S. 132-137.

*Constanze*

GLOTH, Grudrun: Was wisst ihr schon von uns?, in: *Constanze* 5, 29.01.1968, S. 26-31.

Dies.: Ich will kein Rauschgift, sondern Kinder, in: *Constanze* 7, 12.02.1968, S. 18-22.

HOFER-HARTMANN, Waltraud: Die neue Weiblichkeit, in: *Constanze* 6, 03.02.1969, S. 30-35.

MESECKE, Gerd: Deutschlands Frauen werden berufsmüde, in: *Constanze* 43, 22.10.1963, S. 6-9.

O.V.: Die Männer sind müde!, in: *Constanze* 17, 20.04.1965, S. 32f., 60-68.

O.V.: Sie sind keine Vorbilder mehr, in: *Constanze* 20, 21.05.1965, S. 32f, 56-63.

O.V.: Wir sind mit uns durchaus zufrieden, in: *Constanze* 41, 05.10.1965, S. 62-77.

O.V.: Die Jugend ist weit besser als ihr Ruf, in: Constanze 43, 19.10.1965, S. 98-105.

O.V.: Es gibt keine Väter mehr, in: Constanze 1, 01.01.1968, S. 32f, 56-63 Constanze 1, 1968, S. 32f., 56-63.

### *Der Spiegel*

BRÜGGE, Peter: Wir wollen, daß man sich an uns gewöhnt, in: Der Spiegel 33, 09.08.1971, S. 36-51.

O.V.: Galeere des Glücks, in: Der Spiegel 27, 04.07.1962, S. 24-28.

O.V.: Oben sitzt einer, in: Der Spiegel 28, 07.07.1965, S. 22f.

O.V.: Grete im Wunderland, in: Der Spiegel 52, 19.12.1966, S. 42-55.

O.V.: Übertriebene Generation, in: Der Spiegel 41, 02.10.1967, S. 154-170.

O.V.: Wie im Orient?, in: Der Spiegel 49, 30.11.1970, S. 70-86.

O.V.: Diese Woche im Fernsehen, in: Der Spiegel 51, 13.12.1976, S. 199f.

O.V.: Inge Meysel, in: Der Spiegel 30, 19.07.2004, S. 154.

### *Die Zeit*

NICODEMUS, Katja: Der Fluch der alten Dame, in: Die Zeit 30, 15.07.2004, S. 32.

O.V.: Veraltetes Leitbild, in: Die Zeit 11, 15.03.1968, S. 61.

PFEIL, Elisabeth: Die Frau will keine Doppelrolle spielen, in: Die Zeit 50, 09.12.1966, S. 55f.

ROST, Alexander: Nicht happy, in: Die Zeit 20, 14.05.1971, S. 24.

SCHUBERT, Hansjürgen: Schwierig, heute jung zu sein, in: Die Zeit 6, 06.02.1970, S. 46.

STRECKER, Gabriele: Eine Lösung: Beruf auf Zeit, in: Die Zeit 38, 21.09.1962, S.43.

WILHELMI, Jutta: Die alte Rolle spielt sich leichter, in: Die Zeit 21, 23.05.1969, S. 64.

ZUNDEL, Edith: Als Hausfrau unglücklich, in: Die Zeit 37, 09.09.1966, S. 51.

### *Sonstige*

NIGGEMEIER, Stefan: Sie hat uns erzogen, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 28, 11.07.2004, S. 10.



O.V.: Inge Meysel, in: Times, 16.07.2004, online einsehbar unter <http://www.timesonline.co.uk/tol/comment/obituaries/article1075733.ece> (zuletzt besucht am 21.02.2009).

## **b) Literatur:**

ABELSHAUSER, Werner: Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945, München 2004.

ALLERBECK, Klaus u. HOAG, Wendy J.: Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven, München/Zürich 1985.

ANDERSEN, Arne: Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute, Frankfurt a. M./New York 1997.

ANDERSON, Benedict: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, Revised Edition London/New York 2006 [1983].

BARTHES, Roland: Mythen des Alltags, Frankfurt a. M. <sup>6</sup>1981.

BEILE, Judith: Frauen und Familien im Fernsehen der Bundesrepublik. Eine Untersuchung zu fiktionalen Serien von 1954 bis 1976, Frankfurt a. M. et al. 1994.

BREWER, John: Was können wir aus der Geschichte der frühen Neuzeit für die moderne Konsumgeschichte lernen?, in: Siegrist, Hannes; Kaelble, Hartmut u. Kocka, Jürgen (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a. M./New York 1997, S. 51-74.

BUDDE, Gunilla-Friederike: Einleitung. Zwei Welten? Frauenerwerbsarbeit im deutsch-deutschen Vergleich, in: dies. (Hg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945, Göttingen 1997, S. 7-18.

BUDE, Heinz: „Generation“ im Kontext. Von den Kriegs- zu den Wohlfahrtsstaatsgenerationen, in: Jureit, Ulrike u. Wildt, Michael (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005, S. 28-44.

BUTLER, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a. M. 1997.

CARTER, Erica: How German Is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman, Ann Arbor 1997.

CREW, David: Consuming Germany in the Cold War. Consumption and National Identity in East and West Germany, 1949-1989, an Introduction, in: ders. (Hg.): Consuming Germany in the Cold War, Oxford/New York 2003, S. 1-19

DANIEL, Ute: Kompendium Kulturgeschichte. Theorie, Praxis, Schlüsselwörter, 4. verbesserte u. ergänzte Aufl. Frankfurt a. M. 2004.

- DUSSEL, Konrad: Vom Radio- zum Fernsehzeitalter. Medienumbrüche in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: Schildt, Axel; Siegfried, Detlef u. Lammers, Karl Christian (Hg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 673-694.
- Ders.: Deutsche Rundfunkgeschichte, 2. überarb. Aufl. Konstanz 2004.
- DYER, Richard: Stars, New Edition, London 1998 [1979].
- Ders.: Heavenly Bodies. Film Stars and Society, London/New York <sup>2</sup>2004.
- EURICH, Claus u. WÜRZBERG, Gerd: 30 Jahre Fernsehalltag. Wie das Fernsehen unser Leben verändert hat, Reinbek 1983.
- FAULSTICH, Werner (Hg.): Die Kultur der sechziger Jahre, München 2003.
- FEHRENBACH, Heide: Cinema in Democratizing Germany. Reconstructing National Identity after Hitler, Chapel Hill/London 1995.
- FISKE, John: Television Culture, London/New York <sup>2</sup>1989.
- FOUCAULT, Michel: Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Département de Psychanalyse der Universität Paris VIII in Vincennes, in: ders.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978, S. 118-175.
- Ders.: Wahrheit und Macht. Interview mit Michel Foucault von Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino, in: ders.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978, S. 21-54.
- Ders.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978.
- Ders.: Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. 1981.
- Ders.: Sexualität und Wahrheit. Erster Band, Der Wille zum Wissen, 14. durchges. u. korr. Aufl. Frankfurt a. M. 2003 [1983].
- FREIMÜLLER, Tobias: Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler, Göttingen 2007.
- Ders.: „Selbstvergewisserung in therapeutischer Absicht“ – Alexander Mitscherlich und die „vaterlose Gesellschaft“ in der Bundesrepublik, in: Brunner, José (Hg.): Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs, Göttingen 2008, S. 182-196.
- FRESE, Matthias u. PAULUS, Julia: Geschwindigkeiten und Faktoren des Wandels – die 1960er Jahre in der Bundesrepublik, in: Frese, Matthias; Paulus, Julia u. Teppe, Karl (Hg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn et al. 2005, S.1-23.
- FRESE, Matthias; PAULUS, Julia u. TEPPE, Karl (Hg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn et al. 2005.

- FREVERT, Ute: Umbruch der Geschlechterverhältnisse? Die 60er Jahre als geschlechterpolitischer Experimentierraum, in: Schildt, Axel; Siegfried, Detlef u. Lammers, Karl Christian (Hg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S.642-660.
- GLASER, Hermann: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 2, Zwischen Grundgesetz und Großer Koalition 1949-1967, München/Wien 1986
- GRIESE, Hartmut M.: Jugendsoziologie. Aktuelle Jugendforschung und klassische Jugendtheorien, Münster 2007.
- GROB, Norbert: Film der sechziger Jahre, in: Jacobsen, Wolfgang; Kaes, Anton u. Prinzler, Hans Helmut (Hg.): Geschichte des Deutschen Films, 2. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2004, S. 207-244.
- HAUSEN, Karin: Frauenräume, in: Hausen, Karin u. Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte-Geschlechtergeschichte, Frankfurt a. M. 1992, S. 21-24.
- HERKOMMER, Christina: Frauen im Nationalsozialismus - Opfer oder Täterinnen? Eine Kontroverse der Frauenforschung im Spiegel feministischer Theoriebildung und der allgemeinen historischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, München 2005.
- HERZOG, Dagmar: Sex after Fascism, Memory and Morality in Twentieth-Century Germany, Princeton/Oxford 2005.
- HICKETHIER, Knut: Die Fernsehserie und das Serielle des Fernsehens, Lüneburg 1991.
- Ders.: Der Fernseher. Zwischen Teilhabe und Medienkonsum, in: Ruppert, Wolfgang (Hg.): Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt a. M. 1993, S. 162-187.
- Ders.: Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart/Weimar, 1998.
- Ders.: Film- und Fernsehanalyse, 4. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2007.
- HODENBERG, Christina von: Der Kampf um die Redaktionen. „1968“ und der Wandel der westdeutschen Massenmedien, in: Hodenberg, Christina von u. Siegfried, Detlef (Hg.): Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2006, S. 139-163.
- HODENBERG, Christina von u. SIEGFRIED, Detlef: Reform und Revolte. 1968 und die langen sechziger Jahre in der Geschichte der Bundesrepublik, in: dies. (Hg.): Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2006, S. 7-14.
- Dies. (Hg.): Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2006.
- HÖFER, Werner u. JANKE, Hans: Fernsehen – Das goldene Zeitalter, in: Hoffman, Hilmar u. Klotz, Heinrich (Hg.): Die Sechziger. Die Kultur unseres Jahrhunderts, Düsseldorf/Wien/New York 1987, S.213-221.

- HORVATH, Dora: Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift Brigitte 1949-1982, Zürich 2000.
- JACOBSEN, Wolfgang; KAES, Anton u. PRINZLER, Hans Helmut (Hg.): Geschichte des Deutschen Films, 2. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2004.
- JÄGER, Siegfried: Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse, in: Keller, Rainer et al. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd.1, Theorien und Methoden, Opladen 2001, S. 81-112.
- JUREIT, Ulrike u. WILDT, Michael: Generationen, in: dies. (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005, S. 7-26.
- Dies. (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005.
- KERSTING, Franz-Werner: Helmut Schelskys „Skeptische Generation“ von 1957. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte eines Standardwerkes, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 50, 2002, S. 465-495.
- KIMMEL, Michael S.: Manhood in America. A Cultural History, New York/Oxford<sup>2</sup>2006.
- KOLBE, Wiebke: Elternschaft im Wohlfahrtsstaat. Schweden und die Bundesrepublik im Vergleich (1945-2000), Frankfurt a. M. 2002.
- KOONZ, Claudia: Mothers in the Fatherland. Women, The Family, and Nazi Politics, New York 1987.
- LANDWEHR, Achim: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse, Tübingen 2001.
- LINDNER, Ulrike: Rationalisierungsdiskurse und Aushandlungsprozesse. Der moderne Haushalt und die traditionelle Hausfrauenrolle in den 1960er Jahren, in: Frese, Matthias; Paulus, Julia u. Teppe, Karl (Hg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn et al. 2005, S. 83-106.
- LOTT, Sylvia: Die Frauenzeitschriften von Hans Haffzky und John Jahr. Zur Geschichte der deutschen Frauenzeitschrift zwischen 1933 und 1970, Berlin 1985.
- MAIER, Tanja: Gender und Fernsehen. Perspektiven einer kritischen Medienwissenschaft, Bielefeld 2007.
- MARCHART, Oliver: Cultural Studies, Konstanz 2008.
- MARTENSTEIN, Harald: Das hat Folgen. Deutschland und seine Fernsehserien, Leipzig 1996.
- MARTSCHUKAT, Jürgen u. PATZOLD, Steffen: Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur, in: dies. (Hg.): Geschichtswissenschaft und „Performative Turn“. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 1-31.

- MARTSCHUKAT, Jürgen u. STIEGLITZ, Olaf: „Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005, S. 81-90.
- MEYEN, Michael: Der Siegeszug des Fernsehens in Deutschland. Wechselbeziehungen zwischen Medienwandel und gesellschaftlichem Wandel in den 1950er und 1960er Jahren, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 44 (3), 2002, S. 119-146.
- MEYER-LENZ, Johanna: Einleitung. Zum Plan einer Entdeckungsreise in den Geschlechterdiskurs der Nachkriegszeit mit dem Instrument der Oral History, in: dies. (Hg.): Die Ordnung des Paares ist unbehaglich. Irritationen am und im Geschlechterdiskurs nach 1945, Hamburg 2000.
- MIKOS, Lothar: Es wird dein Leben! Familienserien im Fernsehen und im Alltag der Zuschauer, Münster 1994.
- MOELLER, Robert G.: Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany, Berkeley 1993.
- Ders.: Heimkehr ins Vaterland. Die Remaskulinisierung Westdeutschlands in den fünfziger Jahren, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 60, 2001, S. 403-436.
- MOSES, Dirk: Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie, in: Neue Sammlung 40, 2000, S. 233-263.
- NEHRING, Holger: ‚Generation‘ as a Political Argument in West European Protest Movements during the 1960s, in: Lovell, Stephen (Hg.): Generations in Twentieth-Century Europe, Basingstoke/New York 2007, S. 57-78.
- NIEHUSS, Merith: Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960, Göttingen 2001.
- OERTZEN, Christine von: Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948-1969, Göttingen 1999.
- OPITZ, Claudia: Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte, Tübingen 2005.
- OSGERBY, Bill: Playboys in Paradise. Masculinity, Youth and Leisure Style in Modern America, Oxford/New York 2001.
- PARNES, Ohad; VEDDER, Ulrike u. WILLER, Stefan: Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte, Frankfurt a. M. 2008.
- PAULUS, Julia u. NEUGEBAUER, Anne: „Das Ringen um die Eingliederung der Frau in eine sich wandelnde Welt“. Frauenvereine und –organisationen um 1968 zwischen ‚alter‘ und ‚neuer‘ Frauenbewegung, in: Westfälische Forschungen 48, 1998, S. 69-95.
- PAULUS, Julia: Familienrollen und Geschlechterverhältnisse im Wandel, in: Frese, Matthias; Paulus, Julia u. Teppe, Karl (Hg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn et al. 2005, S. 107-119.

- PERINELLI, Massimo u. STIEGLITZ, Olaf: Liquid Laughter. A Gender History of Milk & Alcohol in West-German and US Film Comedies of the 1950s, in: Gender Forum 13, 2006, URL: [http://www.genderforum.uni-koeln.de/imagendering2/stieglitz\\_perinelli.html](http://www.genderforum.uni-koeln.de/imagendering2/stieglitz_perinelli.html) (zuletzt besucht am 23.02.2009).
- PLÖTZ, Kirsten: „Heimkehrer“, die „natürliche Ordnung“ und „vollständige Familien“. Väter in der bundesdeutschen Nachkriegszeit, in: Bereswill, Mechthild; Scheiwe, Kirsten u. Wolde, Anja (Hg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht, München 2006, S. 57-74.
- POIGER, Uta G.: Jazz, Rock, and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany, Berkeley/Los Angeles/London 2000.
- PRÜMM, Karl: Film und Fernsehen. Ambivalenz und Identität, in: Jacobsen, Wolfgang; Kaes, Anton u. Prinzler, Hans Helmut (Hg.): Geschichte des Deutschen Films, 2. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2004, S. 545-566.
- RIEDERER, Günter: Film und Geschichtswissenschaft. Zum aktuellen Verhältnis einer schwierigen Beziehung, in: Paul, Gerhard (Hg.): Visual Culture. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 96-113.
- RUHL, Klaus-Jörg: Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945-1963), München 1994.
- RUPPERT, Wolfgang: Das Auto. „Herrschaft über Raum und Zeit“, in: ders. (Hg.): Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt a. M. 1993, S. 119-161.
- RUPPERT, Wolfgang (Hg.): Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt a. M. 1993.
- Ders.: Um 1968. Die Repräsentation der Dinge, in: ders. (Hg.): Um 1968. Die Repräsentation der Dinge, Marburg 1998, S. 11-45.
- Ders. (Hg.): Um 1968. Die Repräsentation der Dinge, Marburg 1998.
- SARASIN, Philipp: Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte, in: Hardtwig, Wolfgang u. Wehler Hans-Ulrich (Hg.): Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996, S. 131-164.
- SCHILDT, Axel; SIEGFRIED, Detlef u. LAMMERS, Karl Christian (Hg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000.
- SCHILDT, Axel: Vor der Revolte. Die sechziger Jahre, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 22-23, 2001, S. 7-13.
- SCHISLER, Hanna: „Normalization“ as Project. Some Thoughts on Gender Relations in West Germany during the 1950s, in: dies. (Hg.): The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968, Princeton/Oxford 2001, S. 359-375.

- Dies. (Hg.): *The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949-1968*, Princeton/Oxford 2001.
- SCHRAGE, Dominik: Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, „mehr“ ans Licht zu bringen, in: Bublitz, Hannelore et al. (Hg.): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a. M./New York 1999, S. 63-74.
- SCHULZ, Andreas u. GREBNER, Gundula: Generation und Geschichte. Zur Renaissance eines umstrittenen Forschungskonzepts, in: dies. (Hg.): *Generationswechsel und historischer Wandel*, München 2003, S. 1-23.
- Dies. (Hg.): *Generationswechsel und historischer Wandel*, München 2003.
- SCOTT, Joan W.: Gender. A Useful Category of Historical Analysis, in: *American Historical Review* 91, 1986, S. 1053-1075.
- SIEDER, Reinhard: *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt a. M. 1987.
- SIEGFRIED, Detlef: *Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre*, Göttingen 2006.
- SIEGRIST, Hannes: Konsum, Kultur und Gesellschaft im modernen Europa, in: Siegrist, Hannes; Kaelble, Hartmut u. Kocka, Jürgen (Hg.): *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt a. M./New York 1997, S. 13-48.
- SIEGRIST, Hannes; KAELBLE, Hartmut u. KOCKA, Jürgen (Hg.): *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt a. M./New York 1997.
- SOKOLOVÁ, Věra u. KOLÁŘOVÁ, Kateřina: Introduction. Gender and Generation in Mutual Perspective, in: dies. (Hg.): *Gender & Generation. Interdisciplinary Perspectives & Intersections*, Prag 2007, S.1-20.
- SONNENSCHNEIDER, Gabriele: Der lange Abschied von der Lohntüte... „Familienernährer“ in den 60er Jahren, in: *WerkstattGeschichte* 6, 1993, S. 61-71.
- WEIGEL, Sigrid: Familienbande, Phantome und die Vergangenheitspolitik des Generationendiskurses. Abwehr von und Sehnsucht nach Herkunft, in: Jureit, Ulrike u. Wildt, Michael (Hg.): *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005, S. 108-126.
- WICHTERICH, Christa: *Unsere Nachbarn heute abend – Familienserien im Fernsehen*, Frankfurt a. M./New York 1979.

## ERKLÄRUNG

Hiermit versichere ich, dass ich diese Magisterarbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Die Stellen meiner Arbeit, die dem Wortlaut oder dem Sinn nach anderen Werken entnommen sind, habe ich in jedem Fall unter Angabe der Quelle als Entlehnung kenntlich gemacht. Dasselbe gilt sinngemäß für Tabellen, Karten und Abbildungen.

*(Datum, Unterschrift)*